

Aus:

GABRIELE DIETZE

Weißer Frauen in Bewegung
Genealogien und Konkurrenzen
von Race- und Genderpolitiken

Januar 2013, 522 Seiten, kart., zahlr. Abb., 35,80 €, ISBN 978-3-89942-517-8

Die Studie konfrontiert zwei zentrale Emanzipationsanstrengungen der Moderne miteinander: unmarkierte ›weiße‹ US-amerikanische Frauenbewegungen und den Kampf um Bürgerrechte von *people of color*. Es geht dabei um implizite Sozio- und Psychologiken, die Feminität mit *whiteness* gleichsetzen und *race*-Emanzipation mit Maskulinität. Die Studie untersucht kontraproduktive Race-Gender-Konkurrenzen, z.B. einen ›Rape-Lynching-Komplex‹, der schwarze Männer und weiße Frauen in ein Gewaltverhältnis imaginiert, Sexualpolitik im *Second Wave Feminism* und den Prozess um O.J. Simpson. Erkenntnisinteresse ist die Verfung von Sexismus und Rassismus und seine soziokulturellen Repräsentationsformen.

Gabriele Dietze (PD Dr.) arbeitet in der DFG-Forschergruppe »Kulturen des Wahnsinns« an der Humboldt-Universität zu Berlin und lehrt Cultural und Gender Studies.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/ts517/ts517.php

Inhalt

Vorwort | 9

Einleitung | 17

1. DIE SKLAVEREI DES GESCHLECHTS

Sphärenkämpfe | 45

- 1.1 Vorspiel | 45
- 1.2 Die Abolitionistin und die Separate Sphäre | 48
- 1.3 Der amerikanische Kompromiss | 53
- 1.4 Unaussprechliches | 57

Körperpolitik und Sklaverei der Ehe | 63

- 1.5 Moralische Körper und Hysterie | 63
- 1.6 Konversionen | 68
- 1.7 Die Ehe als Sklaverei | 74
- 1.8 Die griechische Sklavin | 78

Rechtsperson und Maskulinität | 84

- 1.9 Eine neue Analogie und ein neuer Antagonismus | 84
- 1.10 Sambo und die ›Daughters of Jefferson‹ | 89
- 1.11 Frederick Douglass und ›Manhood‹ | 92

2. HIERARCHIEN DER ZIVILISATION

Die Darwinistische Wende | 101

- 2.1 Englische Spaziergänge | 101
- 2.2 Fatale Analogien | 102
- 2.3 Die neue Wissenschaft vom Menschen | 106
- 2.4 Sozialdarwinismus in der Kritik | 109

- 2.5 Wissenschaftlicher Rassismus | 113
- 2.6 Wissenschaftliche Misogynie | 118

**Der weibliche Zivilisationsauftrag –
Jane Addams und Charlotte Perkins Gilman** | 128

- 2.7 Soziale Evolution und Sozialreform | 128
- 2.8 ›White Slavery‹ | 137
- 2.9 Tugend und Zivilisation | 143
- 2.10 Queering Jane Addams | 149

**Die Bürde des Schwarzen Mannes –
W.E.B. Du Bois und die Weiße Frau** | 151

- 2.11 Race und Zivilisation | 151
- 2.12 Die weiße Frau als Zivilisationsagentur | 156
- 2.13 Blickverhältnisse | 160
- 2.14 Ein Weltuntergangsszenario | 163

3. PRIMITIVISTISCHE RENAISSANCEN UND SEXUELLE MODERNISMEN

Fusionen | 175

- 3.1 Wilde Träume | 175
- 3.2 Mongrel Manhattan | 176
- 3.3 Neue Farben – Neue Körper | 180
- 3.4 Modernismus – Harlem Renaissance | 187

Sexualisierungen | 191

- 3.5 Sexueller Modernismus und Race | 191
- 3.6 Lynching und Familienschande | 198
- 3.7 Das ›Miscegenation‹-Tabu | 204

Primitivismus | 212

- 3.8 Negativabzüge | 212
- 3.9 Das Unbewusste und die Kunst | 219
- 3.10 Hilda Doolittles Primitivismus | 223
- 3.11 Amerikanische Schulden | 229

Gingertown – Geschlechterordnung der Harlem Renaissance | 235

- 3.12 Drei weiße Frauen | 235
- 3.13 ›Queering White Men‹ | 243

4. DAS MASKULINITÄTSPROJEKT

Die Erzählung der Ent-Mannung | 251

- 4.1 Urszenen | 251
- 4.2 ›The Quest for Manhood‹ | 254
- 4.3 Der Rape-Lynching-Komplex | 257
- 4.4 Ausschließungssysteme | 262
- 4.5 ›Narrative of Emasculation‹ – Bigger Thomas | 266
- 4.6 Szenen einer Konditionierung – Ellisons ›Battle Royal‹ | 271
- 4.7 Baldwins Dilemma | 274

Erzählung der Ermannung | 277

- 4.8 ›I am a Man‹ | 277
- 4.9 Kulturelle Autorisierung – ›Nation of Islam‹ | 281
- 4.10 Vergewaltigung ist Politik mit anderen Mitteln | 285

›Victim Hero‹ – Spike Lees Filme | 287

- 4.11 ›Quest for Fatherhood‹ | 287
- 4.12 Der Diskurs von der ›Bedrohten Art‹ | 293
- 4.13 ›Performative Masculinity‹ und Patrilinearität | 296

5. ›SECOND-WAVE-FEMINISM‹ UND KÖRPERPOLITIK

›Second-Wave-Feminism‹ und die Matrix von Race | 305

- 5.1 Gang-Banging | 305
- 5.2 Geborgte Rhetorik und vergessene Geschichte | 307
- 5.3 Geburt einer Metapher: Paternalismus und ›The South‹ | 313

Neuer Abolitionismus | 317

- 5.4 ›Freedom Summer‹ 1964 | 317
- 5.5 ›Race – Class – Gender‹ | 325
- 5.6 Nowhereland | 330

›Radical Feminism‹ – Sexismuskritik als Revolution | 333

- 5.7 SDS und ›Women Power‹ | 333
- 5.8 Shulamith Firestone – Recycling Eldridge Cleaver I | 337

›Cultural Feminism‹ – Entwicklung einer Opferkultur | 340

- 5.9 Susan Brownmiller – Vergewaltigung als Meistermetapher | 340
- 5.10 Recycling Eldridge Cleaver II | 346

- Austausch von Provokationen – Afroamerikanische Reaktionen** | 348
5.11 Der Pfiff von Emmett Till | 348
5.12 Das Elend der Binarität – ›Advancing Luna‹ | 351

6. ›BLACK-POSTER-BOYS‹ UND DIE GROSSEN TRIBUNALE

›Sexual Harassment‹ – Clarence Thomas | 359

- 6.1 Ein Mann wird geschlagen | 359
6.2 ›Hightech-Lynching‹ | 367
6.3 Anita Hill: Schriftlichkeit – Wörtlichkeit – Bildlichkeit | 376

›Date Rape‹ – Mike Tyson | 386

- 6.4 Ein Drama in drei Akten | 386
6.5 Ab- und Aufrechnungen – Black-Poster-Boys | 390

›Domestic Violence‹ – O.J. Simpson | 395

- 6.6 Ein Doppelmord und zwei Erregungsgemeinschaften | 395

Autobiographische Operationen – O.J. Simpson | 401

- 6.7 Erzählformen | 401
6.8 Frauenbilder in Schwarz und Weiß | 404
6.9 Männerbilder in Schwarz und Weiß | 409
6.10 ›White Male Noise‹ | 413

7. POSTSCRIPT

- 7.1 Emanzipation oder Flexibler Liberalismus | 421
7.2 ›Hegemoniale Maskulinität‹ und Identity Performance Theory | 422
7.3 Der Feminitätsimperativ | 426
7.4 Race-Anrufungen | 429
7.5 Feminismus-Anrufungen | 432
7.6 Konkordanz der Anrufungen | 433

Filmographie | 441

Bibliographie | 443

Abbildungen | 493

Namensregister | 495

Sachregister | 505

Vorwort

In den Jahren 2007/2008 kämpften Hillary Rodham Clinton und Barack Hussein Obama in einem epischen Duell um die Nominierung zur demokratischen Präsidentschaftskandidatur. Viele Gründe wurden in die Debatte geworfen, wie es dazu kommen konnte, dass zwei Abkömmlinge diskriminierter Gruppen gleichzeitig erstmalig in der Geschichte der Vereinigten Staaten um das höchste Amt konkurrieren. Die Gender-Forscherin in mir amüsiert sich mit dem Gedanken, dass der politische und finanzielle Bankrott der Bush-Regierung dermaßen gründlich ausgefallen war, dass die Figuration ›Weißer Mann‹ im Allgemeinen in Misskredit geraten war, oder um es mit dem afroamerikanischen Comedian Chris Rock zu sagen: ›Bush fucked up so bad that he made it hard for a white man to run for president‹. Damit wäre ein historisches Momentum ausgemacht, in der eine Grundstruktur epistemischer Gewalt, die sonst unmarkierte Herrschaft des weißen Mannes, nicht nur erkannt, sondern auch – kurzfristig und probeweise, wie man an den Unisono-Verrissen der Obama-Jahresbilanz 2010 sehen konnte – de-autorisiert wurde.

Der Vorwahlkampf eröffnete aber auch noch andere Dimensionen der Kandidatenpaarung. Schnell wurde erkennbar, dass beide nicht nur daraufhin überprüft wurden, wer die besseren Ideen zu Wirtschaftskrise, Staatsverschuldung, Immobiliencrash und Irakkrieg hatte, sondern der Diskurs ging zunehmend darum, ob Wähler und Wählerinnen eher einem Race- oder einem Gender-Emanzipationsprojekt zugeneigt waren. Und in der Tat fädelten sich – zunächst zögerlich und dann zunehmend affirmativ – Clinton und Obama in die Geschichte der jeweiligen Emanzipationsbewegungen ein. »I could not stand here without the women's movement«, proklamierte Clinton. Und Obama positionierte sich nach einigem Druck ebenfalls in der Geschichte von Abschaffung der Sklaverei, Dekolonisierung und Bürgerrechtsbewegung und forderte für die Vereinigten Staaten eine ›more perfect Union‹.

Es ging in der Kandidatenkür also auch um lang überfällige Gerechtigkeit für weiße und für schwarze Frauen und für schwarze Männer. Und obwohl gleichermaßen berechtigt standen diese Projekte von Anfang an in Konkurrenz. Weder Obama noch Clinton haben erwogen, sich zu einem Team zu verbind-

den und damit Kräfte zu bündeln. Als Obama die Vorwahl gewonnen hatte, hörte man aus manchen weiß-feministischen Kreisen häufig ein bitteres ›Race trumps Gender‹.

Das führt mich zurück zu zwei ähnlich spektakuläre Auseinandersetzungen, die den Anstoß zu dieser Studie gegeben hatten.

Szene 1

1991 besuchte ich eine Krimi-Autorenkonferenz – Subsparte Privatdetektivliteratur – in Pasadena bei Los Angeles. Im Fernsehen wurde live ein Hearing ausgestrahlt, in dem der Senat die Eignung eines von Präsident Bush dem Älteren nominierten Kandidaten für das Amt eines Verfassungsrichters überprüfte. Noch nicht wissend, warum mich das interessieren könnte, geriet ich in der Fernseh-Lounge in einen hitzigen Geschlechterkampf. Der konservative afroamerikanische Bundesrichterkandidat Clarence Thomas war von der ehemaligen afroamerikanischen Mitarbeiterin Anita Hill der sexuellen Belästigung bezichtigt worden. Die weißen Männer in der Bar glauben an eine politische Intrige der demokratischen Opposition. Die weißen Frauen halten zur Anklägerin und rufen das eine über das andere Mal ›they just don't get it‹. Am zweiten Tag des Hearings hat sich die Sitzordnung in der Lounge geschlechtssegregiert. Links sitzen die Frauen und rechts die Männer und starren sich feindlich an. Jenseits dieser Szene wird Anita Hill in der Öffentlichkeit von nationalen mehrheitlich weißen Frauenorganisationen unterstützt, um dem bis dato wenig anerkannten Phänomen der sexuellen Belästigung zu größerer nationaler Aufmerksamkeit zu verhelfen. In einer hochdramatischen Verteidigungsrede greift Clarence Thomas die Befragungsprozedur als ›High-tech Lynching‹ an. Die Stimmung von Öffentlichkeit und Senatsausschuss kippt mit diesem Bezug auf die grausame Vergangenheit von amerikanischem Rassismus zugunsten von Clarence Thomas. Die Nominierung des Richters wird bestätigt und die Belastungszeugin als Marionette ›weißer‹ Interessen beschimpft.

Szene 2

1994 verbringe ich einen Forschungsaufenthalt an der *University of Chicago*. Wieder sitzt die Nation gebannt vor einer sich über Monate hinstreckenden live Fernsehübertragung. Der berühmte afroamerikanische Footballspieler O.J. Simpson wird des Mordes an seiner weißen Ex-Frau und ihrem Freund angeklagt. Es ist bekannt, dass O.J. Simpson sie früher verprügelt hat. Der Prozess findet in Los Angeles statt, zwei Jahre nach einem Ghetto-Aufstand, der ausgebrochen war, weil weiße Polizisten trotz brutaler Übergriffe auf einen afroamerikanischen Autofahrer von einer weißen Jury freigesprochen worden waren. Im Prozess gegen den Sportler geht es nicht nur um den eigentlichen Fall, sondern auch entweder darum, ob einem schwarzen Mann in Los Angeles Gerechtigkeit widerfahren kann oder darum ob eine Geschichte von ›häusli-

cher Gewalt einen Verdächtigen zu einem wahrscheinlichen Gattenmörder macht. Die Staatsanwaltschaft wird von einer weißen proto-feministischen Frau vertreten, die Verteidigung von einem schwarzen Bürgerrechtsanwalt angeführt. Der Sportler wird nach einem zwei Jahre währenden – von großer Publizität begleiteten – Prozess freigesprochen u.a. weil deutlich wurde, dass ermittelnde weiße Polizisten sich rassistisch geäußert hatten und möglicherweise Beweise gefälscht haben. Sprecherinnen der (weißen) Frauenbewegung NOW sind außer sich. Zur Urteilsverkündung sitze ich mit hunderten weißen Jurastudenten in einem Hörsaal. In die entsetzte Stille nach dem Spruch platzt ein Jubelschrei des schwarzen Hausmeisters. Nach einem panischen Blick auf das Auditorium ergreift er die Flucht. Noch Wochen nach der Urteilsverkündung kann man im Fahrstuhl meines ›integrierten‹ Hochhauses die Luft schneiden, wenn der Zufall afroamerikanische und weiße Mieter in einer Kabine zusammenführt.

Sowohl fasziniert wie irritiert sah ich als Europäerin diesem Schauspiel zu. Schnell wurde offensichtlich, dass die Leidenschaften des Tages weit in die Vergangenheit reichten. Die berühmten hier aufgeführten afroamerikanischen Sportler, Juristen und Politiker sind Ur-Ur-Enkel von Sklaven oder kolonisierten Völkern. Die weißen (und schwarzen) Karrierefrauen, die ihnen auf der nationalen Bühne gegenüberreten, hätten vor fünfzig Jahren noch keine Abschlüsse an renommierten juristischen Fakultäten machen können. Vor neunzig Jahren hätten sie noch kein Wahlrecht gehabt. Es hat hundertfünfzig Jahre harter ›Verhandlungen‹ bedurft – darunter manifeste und latente Bürgerkriege und Kulturrevolutionen –, um die hier auftretenden Figurationen zu ihrer heutigen Perfektion zu bringen.

Alle drei Ereignisse – das Senatshearing 1991, der O.J. Simpson-Prozess 1994 und der amerikanische Vorwahlkampf Clinton/Obama 2008/2009 – berühren neuralgische Punkte des amerikanischen Selbstverständnisses: Die Frage, ob das vom Supreme Court überwachte Gleichheitsversprechen der amerikanischen Verfassung eingelöst wird (Abtreibung und Affirmative Action standen zur Neuverhandlung), die Fragilität des sozialen Frieden in einer ethnisch diversen Gesellschaft nach den L.A. Riots, die Frage, ob die Vereinigten Staaten von Amerika von einer weißen Frau oder einem schwarzen Mann repräsentieren werden können und wenn, von wem von beiden. In allen drei Auseinandersetzungen geht es um ›Gerechtigkeit‹. Unter großer Anteilnahme der Medienöffentlichkeit geben die exemplarischen ›Urteile‹ des Senats, der Geschworenen und der Wähler und Wählerinnen Auskunft über den Verhandlungsstand von ›Gerechtigkeit‹ für die jeweils angesprochenen Gruppen – weiße Frauen, schwarze Frauen und schwarze Männer. Die Verursacher der ›Ungerechtigkeiten‹ sind weiße Männer: Eine Nominierungskommission mit ausschließlich weißen Senatoren, rassistische weiße Polizisten in Los Angeles,

ein abzuwählender weißer republikanischer Präsident. Trotzdem treten nicht die wirklichen Konfliktpartner gegeneinander an. Statt dessen werden, wie Linda Willams schreibt ›Melodramas in Black and White‹ aufgeführt, in dem als Antagonisten ›emanzipierte‹ weiße oder schwarze Frauen und männliche Protagonisten der neuen schwarzen Mittelklasse aufeinandertreffen, oder anders ausgedrückt ›Race‹ und ›Gender‹ gegeneinander verhandelt werden.

Warum aber stehen die Veteranen und Kinder der Civil Rights-Bewegung und der Women's Liberation in Konkurrenz? Warum verwickeln sie sich in spektakuläre Stellvertreterkämpfe? Und welchen besonderen Reiz hat diese Paarung für ein amerikanisches Publikum, das immer wieder nach dieser Besetzung zu verlangen scheint? Als Genderforscherin sah ich hier eine Möglichkeit, einem sensiblen und überdeterminierten Feld, dem Interface von Race- und Gender-Emanzipationsdiskursen, nachzugehen und deren Reibungsflächen historisch zurückzuverfolgen. Es eröffnete sich dabei die Möglichkeit, einem sowohl politischen als auch epistemologischen Konflikt, der die Gender-Studies seit ihrer Institutionalisierung begleitet hatte, an zeitgenössischen und historischem Material durchzuarbeiten, nämlich der ›Intersektionalität‹ von Race und Gender und – wie sich im Laufe der Untersuchung unabweisbar aufdrängen wird – weiterer ›Szenen der Ungleichheit‹ wie Klasse/Schicht/Kaste/Sexualität/Lokalität/Nation/Alter. Es zeigte sich dabei einerseits die Notwendigkeit zu ›integrierten‹ Forschungsperspektiven andererseits warf die Studie auch immer wieder Fragen auf, ob die verhandelten Konflikte tatsächlich um Race *und* Gender oder um Race *gegen* Gender gingen, oder ob beide Kategorien nur in den Vordergrund geschoben wurden und werden, um andere gesellschaftliche Gerechtigkeitsfragen nicht aufkommen zu lassen.

Was als zunächst übersichtlich erscheinendes Projekt begann, nämlich an einem klar umrissenen Gegenstand – US-amerikanischen Emanzipationsdiskursen – eine integrierte Studie über die Beziehung und Verwobenheit der Diskriminierungsformen und Erkenntnisperspektiven zu schreiben, fing an zu wuchern und sich zu verkomplizieren. Um die Jahrtausendwende war auch an deutschen Universitäten die friedliche aber meist folgenlose Insistenz der Cultural Studies, über ›Race, Class und Gender‹ nachdenken zu wollen, in den politischen Forschungs- und Lehr-Alltag eingebrochen und war entsprechend konfliktreich verhandelt worden. Immer neue und inspirierende Forschungsdesigns wie Critical Race-, Critical Whiteness-, Masculinity-, Queer- und Postcolonial Studies erforderten Re-Organisation und Neuperspektivierung des Feldes. Die als Materialstudie geplante Untersuchung erforderte immer mehr theoretischen Einsatz und Initiative (siehe Einleitung). Der amerikanische Präsidentschaftswahlkampf und die Amtsübernahme des ersten schwarzen Präsidenten war dann der lange nötige und willkommene ›Cut‹, der das Projekt unter der Devise ›wann, wenn nicht jetzt‹ zum Abschluss drängte.

Auf dem Weg dahin hat *Weisse Frauen in Bewegung* viel Unterstützung, Er-

mutigung und Herausforderung erfahren. Ich beginne mit dem Offensichtlichsten, dem akademischen Format einer Habilitation. Winfried Fluck vom *John F. Kennedy Institut für Amerikastudien* (JFK) der Freien Universität, Berlin, hat eine solche angeregt, ihre Anfänge kritisch begleitet und zur Förderung im DFG-Graduiertenkolleg ›Democracy in America‹ vorgeschlagen. Am JFK hat insbesondere Sabine Sielke diverse Präsentationen der Studie kommentiert und weitergebracht. Die Künstlerförderung der Stiftung Preußischer Kulturbesitz Wiepersdorf war so unorthodox, unter vielen Dichtern, Musikern und Bildhauern einer Wissenschaftlerin ein halbes Jahr ungestörtes Nachdenken in Brandenburgischem Schloss und Wald zu gewähren, in dem das Projekt skizziert und damit ein Antrag für ein Habilitationsstipendium ermöglicht wurde. Für die Vermittlung eines Forschungsaufenthalts am *W.E.B. Du Bois Institute for African and African American Research* an der *Harvard University* ist Werner Sollors zu danken und der Harvard-Law-Bibliothek, deren tiefe Teppiche und unerschöpfliche Archive mir eine gründliche Recherche zum O.J. Simpson-Prozess komfortabel machten.

Die Humboldt Universität zu Berlin gab dann dem Projekt endgültig Heimat, zunächst in Form eines Habilitationsstipendiums, später mit einer Anstellung. Zentral war dabei Renate Hof, die Mentorat des Projekts großzügig und kreativ übernommen hat, und mich mit ihrer unnachahmlichen Technik des leisen aber persistenten Nachfragens vor mancher allzu forschen Spekulation bewahrt hat. Christina von Braun war meine erste Förderin und Diskussionspartnerin an der Humboldt Universität und hat mich weit über das konkrete Arbeitsprojekt hinaus theoretisch und persönlich beeinflusst und zu mancher Heterodoxie angeregt, wofür mein tiefempfundener Dank gilt. Dem Leipzig-Berlin Promotions- und Habilitationskolloquium für Amerikanisten und Amerikanistinnen habe ich viele Anregungen zu verdanken besonders von Dorothea Löbbermann, Michael Wachholz, Heike Paul, Gesa von Mackenthum, Anne Koenen und Günter Lenz, wovon letzterer die Arbeit auch in einer Art und Weise begutachtet hat, in der ich mich ›verstanden‹ fühlte. Sabine Broecks lebenslange Auseinandersetzung mit afroamerikanischem Feminismus war mir in Wort und Schrift eine ständige Korrektur und Inspiration, die weit über den Rahmen einer Qualifikationsarbeit hinausgeht. Kerstin Palm hat mich mit ihren tiefenscharfen Kenntnissen zu feministischer Naturwissenschaftsforschung vor etlichen Irrtümern bewahrt. (Für die verbliebenen bin ich natürlich allein verantwortlich.)

Die Institution Universität ist eine Sache. Kooperation, Streit und Kritik jenseits von Karriereschienen ist ebenfalls unverzichtbar. Das Projekt wäre ohne eine außeruniversitäre, transdisziplinäre Diskussionsgruppe, ›Berliner 7‹ genannt, wahrscheinlich wesentlich unidifferenzierter geworden. Die AmerikanistInnen Karin Esders, Klaus Milich und Sieglinde Lemke, Soziologin Sabine Hark und die Kulturwissenschaftlerinnen Dorothea Dornhof und Astrid Däu-

ber Mankowsky haben über Jahre fertige Kapitel eingefordert und sich zusammen mit ausgezeichneten Abendessen dem Marx'schen Dictum folgend zwar nicht dem ›Morgens Fischen, Mittags Jagen‹ verschrieben aber der Tätigkeit des ›nach dem Essen Kritisierens‹ leidenschaftlich zugewandt.

Das im Entstehen begriffene erste deutsche Grund-, Haupt- und später Promotionsstudium ›Gender-Studies‹ an der Humboldt Universität versorgte mich dann mit den Herausforderungen und Konflikten, die eine Implementierung eines Intersektionalitätsdenkens in einem Fach, das strukturell auf Identität ›Frau‹ ausgerichtet war, auszuhalten hatte. Verschiedene Arbeitszusammenhänge (Arbeitsgruppen, Co-Teaching Seminare, Projektanträge, das Graduiertenkolleg ›Gender als Kategorie des Wissens‹, Symposien und Konferenzen) zu Whiteness/Okzidentalismus, Intersektionalität/Interdependenz, Queer Theorie und postkolonialen Studien vertieften das Projekt und erzwangen – durchaus mit ›Kampf, Kritik und Umgestaltung‹ – neue Differenzierungen. Hier bin ich einer großen Gruppe von Menschen zu Dank verpflichtet, die ich zwar in alphabetischer Reihenfolge aufzähle, denen ich aber jeweils sehr besondere Einflüsse und Anregungen verdanke: Susanne Bär, Manuela Boatcă, Beate Binder, Claudia Brunner, Rey Chow, Sergio Costa, Fernando Coronil, Antke Engel, Susanne von Falkenhausen, Inderpal Grewal, Elahe Haschemi Yekani, Antje Hornscheidt, Jana Husmann-Kastein, Ina Kerner, Anne Koch-Rhein, Sara Lewis, Isabel Lorey, Beatrice Michaelis, Ilona Pache, Annette Schlichter, Stefanie von Schnurbein, Inge Stephan, Hortense Spillers, Simon Strick, Katharina Walgenbach, Desirée Zwanck und den Gender-Graduiertenkollegs in Trier, Frankfurt a.M., Hamburg, Oslo und Basel, mit denen ich verschiedene Fassungen von Kernthemen diskutieren konnte.

Eine besondere Funktion hatte Carsten Junkers, dessen Interesse an der Publikation der Arbeit (weil er sie in seiner eigenen Promotion zitieren wollte) so intensiv war, dass er mich mit einem Korrekturdurchgang des schon etwas länger liegenden Manuskriptes überraschte und neu motivierte. Unschätzbar war dann die Möglichkeit bei zwei Max Kade Gastprofessuren in den USA, an der *University of Virginia*, Charlottesville, 2008 und an der *Columbia University*, New York, 2009, das Projekt mit amerikanischen Kollegen zu diskutieren, hier danke ich besonders Beth Björklund, Dorothea von Mücke und Andreas Huysen. Wichtig war auch, den amerikanischen Wahlkampf vor Ort mitzerleben und damit mein Projekt an das Erlebnis von Tagespolitik anzuschließen und noch einmal Gebrauch vom ausgezeichneten amerikanischen Bibliothekswesen zu machen.

Laila Huber hat mit Lust, Akribie und Geduld redaktionelle und bibliographische Arbeit geleistet. Edith Wenzel, mit der ich über das Graduiertenkolleg ›Geschlecht als Kategorie des Wissens‹ gemeinsame Konferenzen und Bücher verbunden bin, hat es dankenswerterweise auf sich genommen, ihren in der mediävistischen Philologie geschulten Fehlersuchscheinwerfer auf die letzte

Fassung zu richten und ihre eigenen amerikanischen Erfahrungen mit den meinen abzugleichen.

Als Feministin ist es mir zur zweiten Natur geworden, das Private politisch zu sehen und die Wissenschaft persönlich zu nehmen. Deshalb widme ich das Buch Gerd Grözinger. An seinem permanenten Widerspruch – und der betraf nicht nur Geschlechterfragen – konnte ich meine Argumente schärfen. Trotz, wegen und jenseits von produktivem Dissenz half er mir über diverse Prekariate, Schaffenskrisen und epistemische Zweifel hinweg. Er hat nicht nur ironiefrei die im Laufe der Jahre etwas leiser werdenden Ankündigungen ›nun bin ich aber wirklich fertig‹ geglaubt, sondern er hat sich sogar – dann und wann – überzeugen lassen.

Berlin, 12.04.2012

Einleitung

Feldvermessung

Die USA waren die historisch erste bürgerliche Demokratie (1776), die ihre Verfassung an eine naturrechtliche Vorstellung von menschlicher Gleichheit koppelte. Zur selben Zeit waren sie der Schauplatz des historisch am längsten tolerierten und – nach Auffassung vieler Historiker – grausamsten Sklaverei-Systems innerhalb einer abendländischen modernen Gesellschaft.¹ Diese Gleichzeitigkeit von Sklaverei und Demokratie und das daraus entstehende Legitimationsproblem hat anhaltende Spuren im amerikanischen politischen Unbewussten hinterlassen und den nationalen Kollektivkörper geprägt.²

Die afroamerikanische Nobelpreisträgerin Toni Morrison stellt in ihrem berühmten Essay »Playing in the Dark« die These auf, dass das US-amerikanische Freiheitsethos durch die Sklaverei bedingt sei. Die Radikalität eines historisch erstmalig durchgesetzten Menschenrechtskanons habe sich an den Fußseisen und Ketten unfreier Arbeitssklaven, an einem sogenannten »Africanism«, geschärft:

»The rights of Man [...] an organizing principle upon which the nation was founded, was invariably yoked to Africanism. Its history, its origin is permanently allied with another seductive concept: the hierarchy of race. [...] The concept of freedom did not emerge in

1 | Es dauerte fast hundert Jahre nach Gründung der Republik, bis die USA nach dem Bürgerkrieg 1865 mit dem 13. Amendment zur Verfassung die Sklaverei abschaffte. Im Mutterland England war die Sklaverei schon 1807, 1821 in den meisten südamerikanischen Staaten und 1829 in Mexiko aufgegeben worden. Die englischen Kolonien folgten 1838 und die französischen 1848. Allein Brasilien konnte erst nach der Unabhängigkeit von Portugal 1888 die Sklaverei beseitigen.

2 | Zu der Kategorie des »Political Unconscious« siehe Jameson 1981, 45. Zur Vorstellung eines »Kollektivkörpers« siehe Braun 2001, 291f.

a vacuum. *Nothing highlighted freedom* – if it did not in fact create it – *like slavery*.³
(Meine Kursivierung)

Freiheit und Sklaverei sind nach Morrison nicht nur durch ein gemeinsames Joch (Yoke) zusammengefasst, sondern dieses Gespann ›verführt‹ auch zur Hierarchie von weiß und schwarz. Bemerkenswert findet sie dabei nicht nur die innere Verbindung von Demokratie und Sklaverei, sondern auch das völlige Ausblenden dieser geistigen Geburtshilfe im politischen Bewusstsein der Nation: »It requires hard work not to see this«, (17) schreibt die Autorin. Michael Rogin hat diese kulturelle Struktur des ›motivierten Verleugnens‹ (motivated Forgetting) »political amnesia« genannt (Rogin 1993, 506f.) und Sabine Broeck bringt die Struktur mit ihrem Buchtitel *White Amnesia* auf den Punkt (Broeck 1999).

Die Ungeheuerlichkeit eines Sklaverei-Systems inmitten in einer demokratisch verfassten Nation beunruhigte auch Zeitgenossen. Religiös und ethisch motivierte Gruppen organisierten sich für die Abschaffung der leibeigenen Zwangsarbeit in der Abolitionsbewegung. Auffällig viele weiße Frauen engagierten sich für die Sache. Dieses politische Projekt traf offensichtlich einen Nerv ihrer eigenen Existenz. 1848 riefen einige dieser Abolitionistinnen die erste kontinuierliche Frauenrechtsbewegung der westlichen Welt ins Leben.⁴ Genauso wie die amerikanische Demokratie im Allgemeinen verdankt auch die amerikanische Frauenbewegung im Besonderen ihre Existenz einer Auseinandersetzung mit der ›afrikanistischen Präsenz‹. Weiße Frauen entwarfen ihre Forderungen in Analogie und im Austausch mit dem Kampf um Sklavenbefreiung. So sprach die Abolitionistin, die dabei war, sich zur Frauenrechtlerin zu wandeln, von der ›Sklaverei des Geschlechts‹ (Slavery of Sex). Aber auch der ehemalige Sklave und Abolitionismus-Agitator Frederick Douglass fasste seinen Befreiungswunsch in geschlechtliche Kategorien: »You have seen how a *man* was made a slave; you shall see how a slave was made a *man*« (meine Kursivierung) (Douglass 1968, 107).

Frauenrechtsgruppen und Race-Emanzipation bildeten sich nicht nur analog, sondern von Anfang an auch antagonistisch. Beide Bewegungen gerieten früh in Konkurrenz zueinander. Im Zuge der Sklavenbefreiung erhielten schwarze Männer 1865 volle Bürgerrechte. Damit hatte eine große Anzahl nicht-weißer, männlicher Menschen wesentlich früher als in allen vergleichbaren westlichen Gesellschaften formal gleiche Rechte mit allen anderen Staats-

3 | Morrison 1992a, 38. Im folgenden Text nach Seitenzahlen zitiert.

4 | Der erste ›Bewegungsversuch‹ jenseits von Einzelpamphleten fand in der Französischen Revolution statt und ist mit der Person von Olympe de Gouges verknüpft, die schon damals Bürgerrechte fordert. Die Bewegung versandet aber in diversen politischen Umbrüchen Frankreichs und kann erst spät im 19. Jahrhundert wieder aufgenommen werden. Siehe Scott 1997, 5f.

bürgern außer weißen und schwarzen Frauen.⁵ Die Frauenrechtlerinnen hatten sich vor dem Bürgerkrieg für ein ›Universal Suffrage‹ (Wahlrecht für schwarze Männer und *alle* Frauen) eingesetzt. Als dann mit dem 15. Amendment das erweiterte Wahlrecht nur männlichen (schwarzen) Staatsbürgern (Male Citizens) verliehen wurde, brach die Metaphorik von der gemeinsamen Sklaverei zusammen. Bei den Frauenrechtlerinnen machte sich Erbitterung breit, und ihre demokratischen Forderungen räumten mehr und mehr einem sich rassistisch spitzenden Diskurs von weiß/weiblicher Zivilisationsüberlegenheit das Feld.⁶

Unter ›Diskurs‹ wird hier im Sinne Michel Foucaults eine geregelte Verknüpfung von Aussagen und Formationen verstanden. Wenn von Race- oder Gender-Diskursen die Rede ist, meint das die Verbindung von Aussagen, die im herrschenden Diskurs *über* Race und Gender im Umlauf sind. Nun wird in diesem Text hauptsächlich von Emanzipationsdiskursen die Rede sein, also Gegendiskursen zu den herrschenden sinnstiftenden Bedeutungsstrukturen. Darunter sind die Formationen von Widerstand und Ermächtigung von diskriminierten Gruppen gemeint. Wie jedoch zu sehen sein wird, sind auch die Gegendiskurse an die herrschenden gebunden. Foucault rät, einen genauen Blick auf Widerstandsdiskurse zu werfen: »[...] um zu verstehen, worum es bei Machtverhältnissen geht, sollten wir vielleicht die Widerstandsformen und die Versuche der Auflösung dieser Verhältnisse untersuchen« (Foucault 1982, 245). Diese Anregung aufnehmend beschäftige ich mich in zweifacher Hinsicht mit Widerstandsdiskursen: Ich beschreibe sowohl ihre strategische Position im Geflecht von Machtdiskursen, als ich auch nach darüber hinausgehenden ›Widerstandspunkte‹ suche, »die sich verschiebende Spaltungen in eine Gesellschaft einführen, Einheiten zerbrechen und Umgruppierungen vornehmen, die Individuen selber durchkreuzen, zerschneiden und umgestalten« (Foucault 1983, 177).

Die Studie *Weißer Frauen in Bewegung* berührt mehrere ›Widerstandspunkte‹ weißer amerikanischer Frauen-Emanzipationsdiskurse: Sie beginnt mit dem Abolitionismus, widmet sich dann den ›progressiven‹ weißen Reformierinnen der Jahrhundertwende, macht einen Ausflug zu den Lebensstil-Revoluten der

5 | Vergleichbare Kolonialgesellschaften hatten zwar die Sklaverei abgeschafft, aber nicht den kolonisierten Status nicht-weißer Bevölkerungen. Anders als die weißen US-Amerikaner mit republikanischer und demokratischer Verfassung standen sie nicht vor der Notwendigkeit, ihre vorherigen Sklaven auf einen Schlag zu gleichwertigen Mitbürgern machen zu müssen.

6 | Die Erinnerung an diese Demütigung reicht weit. Im Wahlkampf 2009 schrieben die Afroamerikanerin Crenshaw und die Weiße Eve Ensler gemeinsam ein Manifest gegen die ›Either/Or-Feministinnen‹, die gegen Obama mit dem Hinweis, dass schwarze Männer zuerst das Wahlrecht bekommen hätten, agitierten und propagierten, dass weiße Frauen nun ›dran‹ seien. http://www.huffingtonpost.com/kimberle-crenshaw-and-eve-ensler/feminist-ultimatums-not_b_85165.html, abgerufen am 27.01.2010.

New Women des Jazz Age, um dann beim Second Wave Feminismus der siebziger Jahre und den spätmodernen Identitätspolitikern der neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts zu landen. Ein Postscript um den Vorwahlkampf zwischen den demokratischen Präsidentschaftskandidaten Barack Obama und Hillary Clinton beschließt die Studie. Der Titel *Weisse Frauen in Bewegung* indiziert, dass der Fokus der Untersuchung auf weiße Feministinnen gerichtet ist.

Eine solche Studie wäre ohne die epistemologische Herausforderung afroamerikanischer Theoretikerinnen zum Problemfeld nicht möglich. Die Soziologin Deborah K. King spricht gegen den Binarismus einer entweder/oder-Position (either/or) und für die Notwendigkeit einer ›beide/oder-Position‹ (both/or), in der sowohl die Perspektive ›Frau‹ als auch die Perspektive ›schwarz‹ eingenommen wird. Diese Position befindet sich gleichzeitig *außerhalb* beider Kategorien, denn sie versteht sich weder als die Summe von beiden noch als eine neue qualitative Essenz. Eine solche beide/oder-Perspektive soll die Studie fortwährend kommentieren und durchkreuzen. Eine solche Perspektive kann von einer weißen Wissenschaftlerin nicht *eingenommen* werden, wie das verräterische Wort nahelegt. Deshalb werden afroamerikanische Theoretikerinnen als ständiges Korrektiv konsultiert. Ebenso wie Toni Morrisons Ausführungen zur ›Africanist Presence‹ den Startpunkt der Untersuchung markiert haben, werden später Ida B. Wells, Alice Walkers und Valerie Smiths Interventionen zu Race-Gender-Verhältnissen die Untersuchungsperspektive leiten. Die Überlegungen zu den sexualpolitischen Tribunalen der Neunziger wie dem Thomas/Hill-Hearing und dem O.J. Simpson-Prozess sind ebenfalls von Toni Morrison angestoßen worden und stützen sich in den Einzelanalysen auf Theorien von Kimberlé Crenshaw, Hortense Spillers und Ann duCille. Eine afroamerikanisch-weibliche Präsenz ist so gesehen nicht Gegenstand der Analyse, aber die Bedingung ihrer Möglichkeit, oder anders ausgedrückt: »multicultural feminism [is] a situated practice within complicated and constitutively related histories and communities, open to mutual illumination« (Shohat 2006a, 12).

Die Positionen der weißen amerikanischen Frauenbewegung schwanken im Laufe der betrachteten Periode 1848 bis zum Jahrtausende zwischen kühnen Deloyalisierungen gegenüber ihrer Herkunft und komplizierter Einbindung in den strukturellen Rassismus der weißen Suprematie. Man denke einerseits an ›illoyale‹ Töchter von Sklavenhaltern und Abolitionistinnen wie Sarah und Angelina Grimké, oder die Millionenerbin Nancy Cunard, die 1934 eine bedeutende Anthologie zu den kulturellen und wissenschaftlichen Leistungen schwarzer Menschen erstellte. Andererseits forderten weiße Frauenrechtlerinnen der Südstaaten das Wahlrecht mit dem Argument, auf diese Weise eine Mehrheit gegen die schwarzen Stimmen erzeugen zu können. Die berühmte Feministin Charlotte Perkins Gilman entwarf einen Plan zur Internierung schwarzer Menschen in Arbeitslager zum Kanalbau, bis sie ›reif‹ genug zur Teilnahme an der Zivilisation seien.

An diesen Beispielen ist zu sehen, dass die vorwiegend weiße US-amerikanische Frauenbewegung ununterbrochen strukturell mit den jeweiligen Diskursen von Race etwa vom afroamerikanischen Abolitionismus, vom NAACP, über die Bürgerrechtsbewegung und ›Black Power‹ der sechziger bis zum ›New Radicalism‹ der neunziger Jahre befasst und verflochten war. Wie im Folgenden entwickelt wird, zeigt sich jedoch eine gewisse Asymmetrie der Bezüglichkeit. Während die weißen amerikanischen Frauenbewegungen sich bislang immer an einem ›Afrikanismus‹ abgearbeitet haben, reagiert der Race-Gerechtigkeitsdiskurs nicht mit der gleichen Intensität und Neigung zur Analogisierung auf Frauen-Emanzipation. Das ändert sich aber dann, wenn es um Sexualpolitik wie ›Miscegenation‹ (Race-Mischung), Lynching und sexualisierte Gewalt geht. So gesehen kann man von einer ›gegenseitigen Artikulation‹ beider Emanzipationsbewegungen sprechen, »die sich gegeneinander verschieben, widersprechen, unterlaufen oder verstärken können«.⁷

Der Begriff der ›gegenseitigen Artikulation‹ kann nicht als Geschichte des ›Fortschritts‹ erzählt werden. Bis in jüngste Zeit hat der organisierte weiße Feminismus immer wieder universalistische und problematische Positionen gegenüber anderen Diskriminierungsformen eingenommen. Und auch große Teile des Race-Emanzipationsdiskurses basieren auf Ausgrenzungen und ›konstitutiven Ausschlüssen‹ von schwarzen und weißen Frauen. Was aber versucht werden soll, ist mit einer Dekonstruktion der Fortschrittsgeschichte zu einer neuen Form (weiß)feministischer Selbstreflektion beizutragen.

Um Narrative des Fortschritts zu unterbrechen, muss man, wie Foucault sagt, die »Naivität der Chronologie« auflösen (Foucault 1981, 128). Damit verschiebt sich die Perspektive von den Akteuren der Emanzipationsdiskurse zu den Umständen, die sie zu solchen machten. Geht man so vor, wird nicht mehr danach gefragt, was Race und Gender für Auswirkungen haben, sondern danach, warum geschlechtliche und Race-Differenzen immer wieder neu erfunden und leidenschaftlich behauptet werden. Diese veränderte Fragestellung beruht nach Joan Scott auf einer dreifachen Re-Konzeptualisierung des Gegenstandes historischer Forschung:

»[Die] erste begreift Diskontinuität – und nicht Kontinuität oder lineare Entwicklung – als operatives Prinzip der Geschichte. [...] [die] zweite thematisiert nicht die Herkunft von Differenz, sondern Prozesse der Differenzierung. Und [die] dritte historisiert das

7 | Der Begriff der ›gegenseitigen Artikulation‹ ist eine programmatische Formulierung aus dem Editorial der Zeitschrift *Femina Politica* des Schwerpunktheftes ›Queere Politik‹ »Kreuzweise queer« (Engel/Schulz/Wedl 2005, 12). Zur theoretischen Dimension des Begriffs der ›Artikulation‹ für die Darstellung von Intersektionalitäten von Race, Gender und Sexualität, siehe S. 35-37.

Interpretieren, indem es nicht als schädliche Verzerrung der Objektivität, sondern als eigentliche Quelle von Wissen verstanden wird.« (Scott 1997, 15)

Eine Perspektive, die »das Interpretieren historisiert« stellt *nicht* in den Vordergrund der Untersuchung, *warum* (weiße) Frauenemanzipation und schwarze Race-Befreiungsdiskurse *welche* Konflikte haben und *wer* schuld an der Diskriminierung *von wem* hat. Stattdessen wird danach gefragt, *welche Funktion* es hat, wenn sich in den USA Gerechtigkeitsprobleme *als* Konflikte zwischen weißen Frauen und schwarzen Männern darstellen. Insofern geht es mir in dieser Untersuchung nicht um die Enttarnung und Beurteilung von Rassismen in der amerikanischen Frauenbewegung und von Sexismen im Race-Diskurs.⁸ Obwohl nicht bestritten werden soll und kann, dass Emanzipationsdiskurse einander diskriminieren, liegt der Schwerpunkt der Erkundung darauf, wie, wo, warum, und wann und in welchen Wissensordnungen solche Ressentiments herausgebildet werden und – vor allem – wem sie nutzen.

Trotz dieser Bevorzugung genealogischer Betrachtung⁹ ist die Zeitfolge nicht

8 | Eine Vielzahl von Studien befassen sich mit Rassismen und Sexismen innerhalb von weißen und schwarzen Frauen- und Race-Befreiungsdiskursen: zum Rassismus der weißen Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts siehe Kraditor 1965, Aptheker 1982, Hickert 1985, Ware 1992 und Newman 1999. Angela Davis, bell hooks, Hazel Carby und Paula Giddings arbeiteten das historische Verdienst schwarzer Frauen zur Race- und Gender-Emanzipation und die Verdrängung ihrer Existenz durch den Rassismus weißer Frauen und den Sexismus schwarzer Männer heraus (hooks 1981, Davis 1983, Giddings 1984 und Carby 1985). Auch der Sexismus afroamerikanischer Emanzipationsrhetorik wurde ausführlich analysiert. Theoretisch von Michele Wallace und bell hooks (Wallace 1979, hooks 1990b) und literarisch von Toni Morrison und Alice Walker. In den letzten Jahren legten Theoretiker der Black Men's Studies wie Michael Awkward (Awkward 1995) und Philip Brian Harper (Harper 1996) grundlegende Studien zur Homophobie und Sexismus im Race-Befreiungsdiskurs vor.

9 | Der Begriff »genealogische Betrachtung« stützt sich hier auf Michel Foucaults Unterscheidung zwischen Wissensarchäologie und Genealogie, wie er sie in der Archäologie des Wissens (Foucault 1981) entwickelt hat. Eine Archäologie soll dabei den systematischen Gehalt von Aussagen freilegen und das System der diskursiven Regeln, die diese Aussagen formen, zu jeweils bestimmten historischen Zeiträumen untersuchen. Eine Genealogie dagegen fragt nach den diskontinuierlichen Entstehungsbedingungen von Diskursobjekten und Diskursen in den unterschiedlichen historischen Machtkonstellationen. Auf den Gegenstand dieser Studie übertragen bedeutet dies, dass die Wissensarchäologie erkundet, was zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt über Race und Gender gesagt wird und welcher historischen Diskursebene dieses Thema angehört. Eine geschlechterkritisch genealogische Kritik dagegen bedeutet, wie Judith Butler formuliert: »Die genealogische Kritik lehnt es ab, nach Ursprüngen der Geschlechts-

ohne Bedeutung. Race-Emanzipationsdiskurse sind chronologisch fast immer den Gender-Emanzipationsdiskursen vorausgegangen – der Abolitionismus der ersten Frauenbewegung, die erste schwarze Bürgerrechtsorganisation NAACP den emanzipierten weißen Frauen der Bohème und die Bürgerrechts-Bewegung der zweiten Frauenbewegung. Die einzelnen Kapitel werden deshalb jeweils mit *Race->Vorgeschichten* eingeleitet. Diese Präsentationsform versteht sich als Erinnerungspolitik gegen die von Toni Morrison diagnostizierte und oben beschriebene politische Amnesie. Die Vorgeschichten spielen sich dabei entweder im zeitlichen oder im psychischen Raum ab, d.h. sie können entweder historisch vor den beschriebenen Phänomenen stattgefunden haben, oder sie haben als künstlerische Manifestationen vor dem diskursiven Verstehen gestanden. Vorgeschichten meinen aber auch abgeschnittene Geschichten, also blinde Flecken, die im kulturellen Gedächtnis als solche nicht präsent sind, aber die Dynamik dessen, was geschieht oder erinnert wird, beeinflussen. Solcherart verlorengegangene Geschichten führen zur Bildung von *Mythen* im Sinne von Roland Barthes, d.h. zu Vorstellungen, die Machtzusammenhänge naturalisieren und entpolitisieren.¹⁰

Weißer Frauen in Bewegung positioniert sich im oben umrissenen Feld von Genderforschung mit Race-Fokus. Die Untersuchung ist von dem Bedürfnis geleitet, dem wachsenden Korpus von Arbeiten, die an unterschiedlichen Materialien Wirkungsweisen von Race und Gender nachgehen, eine *integrierte* Studie hinzuzufügen oder, wenn man so will, entgegenzusetzen. Ellen K. Feder merkt an, dass viel darüber nachgedacht wurde, wie *raced* Gender ist und wie *gendered* Race ist:

»And yet there has been little comparative analysis of the specific mechanisms that are at work at the production of each, that is, how they are intelligible as categories and come to make sense of us – as *raced* and *gendered* human beings.« (Feder 2007, 3)

Ein solcher Zugang erfordert, die Kategorien Race und Gender nicht gegeneinander zu hierarchisieren, sondern sie gleich zu gewichten und sie in Interdependenz miteinander zu sehen, oder noch genauer, sie *als* interdependente

identität, der inneren Wahrheit des weiblichen Geschlechts, oder einer genuinen, authentischen Sexualität zu suchen, die durch Repression der Sicht entzogen wurden. Vielmehr erforscht die Genealogie die politischen Einsätze, die auf dem Spiel stehen, wenn Identitätskategorien als Ursprung und Ursache bezeichnet werden, obgleich sie in Wirklichkeit Effekte von Institutionen, Verfahrensweisen und Diskursen mit vielfältigen und diffusen Ursprungsorten sind« (Butler 1991, 9). Zur Frage der Genealogie siehe auch Bublitz 1998, 26-49.

10 | Siehe Roland Barthes, »Der Mythos heute« in Barthes 1970, 65-152. Eine Diskussion von Barthes Mythoskonzept als einer frühen Selbstreflexion von *Whiteness* findet sich bei Sandoval 1997.

Kategorien zu betrachten.¹¹ Meine Studie liest Emanzipationsbewegungen von Race- und Gender-Positionen als aufeinander bezogene Diskurse, die durch Allianzen, Konkurrenzen und Konflikte kontraproduktive *dritte Effekte* erzeugen. Dabei werden Race und Gender als »telling signs«¹² gelesen, *mittels derer* über Race und Gender hinausgehende oder dahinterliegende hegemoniale Machtverhältnisse *artikuli*ert werden.

Im folgenden Abschnitt soll in vier Schritten die theoretischen Voraussetzungen und existierenden Theoreme für eine solche Sichtweise diskutiert und modifiziert werden. Ein erster Schritt erläutert mit einer Begriffsklärung die bereits eingeführten Kategorien ›Race‹ und ›Gender‹ und positioniert sie im Feld von politischen Benennungspolitiken. In einem zweiten Schritt werden bereits etablierte Modelle integrierten Denkens zu Race und Gender, nämlich Theorien zur Intersektionalität/Interdependenz und ›Queer Intersektionalität‹ entfaltet und erörtert. In einem dritten Schritt wird ein alternatives Betrachtungsmodell vorgestellt, nämlich Race und Gender als Formen der ›Artikulation‹ innerhalb hegemonialer und widerständiger Praktiken zu betrachten. Und in einem vierten Schritt wird das Paradigma von Race-Projekten von Michael Omi und Howard Winant (Omi/Howard 2002, 56f) durch eine Parallelkonstruktion von – von mir so genannten – Gender-Projekten erweitert. Für bestimmte Phänomene, wie etwa dem Zusammenhang von Vergewaltigung und Lynching, werden beide Denkfiguren zu integrierten Race-Gender-Projekten zusammengefügt.

Begriffsklärung

Die Kategorien Race und Gender sind Bezeichnungen für soziale Verhältnisse, die auf andere vermeintlich selbstverständliche aber historisch zutiefst variable Grundbegriffe wie Mann/Frau und – für die Vereinigten Staaten – Weiß/Nicht-Weiß aufsetzen. Insofern ist das Sprechen von Race und Gender in Verlegenheit, mit Begriffen umgehen zu müssen, deren Glaubwürdigkeit und Beschreibungsmacht es im Prozess ihrer Entfaltung selbst untergräbt. Judith Butler gibt dem Paradox mit dem Vorschlag einer doppelten Bewegung eine produktive Wende:

»[...] es [ist] notwendig eine doppelte Bewegung zu erlernen: die Kategorie anzuführen und dementsprechend vorläufig eine Identität zu stiften und die Kategorie gleichzeitig als einen Ort der dauernden politischen Auseinandersetzung zu öffnen. Dass der Begriff fragwürdig ist, bedeutet nicht, dass wir ihn nicht gebrauchen dürfen, aber die Notwen-

11 | Zur Entwicklung des Konzepts ›Gender als interdependente Kategorie‹ siehe Walgenbach/Dietze/Hornscheidt/Palm 2007.

12 | Stoler 2008, 385. Zu Race schreibt Gilroy in gleicher Manier: »Race is always on the surface of other things« und spricht von einer ›coat-paint-theory of racism‹ (Gilroy 2002, 53).

digkeit, ihn zu verwenden, bedeutet wiederum auch nicht, dass wir ihn nicht andauernd über die Ausschlüsse befragen müssen, mit denen er vorgeht.« (Butler 1997b, 303)

Die hier benannte Schwierigkeit fängt bei der Benennung ›Frau‹ und ›Mann‹ an, setzt sich über ›schwarz‹ und ›weiß‹ fort und hört bei ›Race‹ und ›Gender‹ zwar nicht auf, kommt aber für die Reichweite dieser Arbeit zu einem Zwischenhalt. Zunächst einmal muss zwischen ›männlich‹ versus Maskulinität und ›weiblich‹ versus Feminität unterschieden werden. Die Adjektive ›männlich‹ und ›weiblich‹ bezeichnen den Geschlechtskörper, also eine in unterschiedlichen Epochen unterschiedlich geformte und kostümierte *sichtbare* Oberfläche – ich wähle mit Bedacht keine Metaphern aus Biologie und ›Natur‹. Das zweite Begriffsfeld Maskulinität-Feminität dagegen umreißt die historisch zu konkretisierenden Konzepte dessen, was unter Weiblichkeit und Männlichkeit verstanden wird, wobei sich die angelegten Zeitschnitte noch einmal in der sozialen Hierarchie unterscheiden. Verkürzt und Marx abwandelnd kann man sagen, dass die herrschenden Maskulinitäts- und Feminitätsvorstellungen die der herrschenden Klassen sind. Z.B. hat man zu bestimmten Zeiten den ›niederen‹ sozialen oder race-diskriminierten Klassen angeblich am voll ausgebildeten Geschlechtscharakter abgesprochen.¹³

Mit ›schwarz‹ und ›weiß‹ bewegt man sich sprachlich auf ähnlich ungesichertem Terrain. ›Schwarz‹ als minderwertig zu begreifen, ist ein Effekt des Kolonialismus. Dieser ›Rassismus‹, der ausdrücklich als Produkt und integraler Teil der Moderne zu begreifen ist,¹⁴ entstand entweder als herabsetzender Blick auf die kolonisierten Völker Afrikas oder in den auf Sklavenarbeit basierenden arbeitsintensiven Produktionsformen von weißen Siedlerkolonisten auf dem gesamten amerikanischen Kontinent und der Karibik. Hier bekommt ›schwarz‹ eine mit anderen Zuschreibungen nicht zu vergleichende Besonderheit: Nur an dieses sichtbare Merkmal wurde moderne Sklaverei als erbliche Leibeigenschaft und Zwangsarbeit angeheftet.

›Weiß‹ als wahrgenommene Qualität der herrschenden europäisch-amerikanischen Kaste ist noch jüngerem Datums. Erst die Existenz nicht mehr versklavter sondern freier schwarzer Menschen brachte die Vorstellung von Whiteness auf den Plan. Eine bis dato als natürlich empfundene Überlegenheit war nicht mehr wie in der Sklaverei sozial über Rechts- und Eigentumsprivilegien

13 | Zur fehlenden Femininität der weiblichen Proletarierin des 19. Jahrhunderts als ›unsexed‹ McClintock 1995, 101. Hortens Spillers bezeichnet den weiblichen geschlechtsneutralisierten Sklavenkörper als »female flesh ungended« (Spillers 2003, 207).

14 | Zum Zusammenhang von Race und Kolonialismus siehe Memmi 1967 und Blackness und Sklaverei Jordan 1968. Für eine bestimmte Rassismusform als ein genuin in westliche Kultur eingeschlossenes Phänomen der Moderne siehe Young 1995, 91.

abgesichert. Diese verstörende Grenzauflösung verdichtete sich zu einem Konzept der weißen Suprematie (White Supremacy), das seine Ausdrucksform zuerst in ›weiß‹ kostümierten Geheimbünden wie dem Ku-Klux-Klan fand und sich bis heute z.B. in den Aryan Brotherhoods fortsetzt.

Whiteness selbst nicht als menschliche Norm, sondern als eine ›Race‹ unter anderen zu begreifen, von der aus Interessenpolitik betrieben wird, ist für den weißen Blick vergleichsweise neu.¹⁵ Nur eine winzige Minorität meist Intellektueller und politischer Aktivisten setzt sich kritisch mit ihrem Weiß-Sein auseinander. Generell versteht sich der weiße Amerikaner als Mensch schlechthin und damit farblos und als unmarkierte Norm. Der schwarze Mensch wird aus dieser Perspektive als markierte Abweichung gesehen. Nach den Erfolgen der Bürgerrechtsbewegung gibt es eine starke Tendenz, die ›Race-Frage‹ als erledigt zu betrachten (ohne ihre ökonomischen Auswirkungen zu mildern). Jetzt verschiebt eine ›Ideologie der Farbenblindheit‹¹⁶ Race-Zuschreibungen auf andere Felder wie Kriminalität und angebliche Wohlfahrtsabhängigkeit.

Aus der Komplexität ergeben sich Schwierigkeiten in der Benennungspraxis. In dieser Studie wurde bei der Bezeichnung konkreter Menschen statt ›schwarz‹ ›afroamerikanisch‹ gewählt, um die Doppelherkunft und auch die Unfreiwilligkeit der Migration zu betonen. Ich mache mich dabei eines vorsätzlichen Anachronismus schuldig, denn diese Bezeichnung wurde, obwohl schon ab der Mitte des 19. Jahrhunderts gelegentlich angewendet, erst im 20. Jahrhundert als Ersatz für das als diskriminierend empfundene Wort ›Negro‹ durchgesetzt.¹⁷ Ich habe dann nicht, wie es unter bestimmten Perspektiven politisch

15 | Generell zum Konzept von Whiteness, siehe die Anthologien Hill 1997c und Delgado/Stefanic 1997 und Rassmussen/Klinenberg/Nexica/Wray 2001. Whiteness als Interessenpolitik und stille Norm ist zuerst aus marginalisierten Perspektiven von lesbischen Theoretikerinnen und schwulen Theoretikern wie der Philosophin Marilyn Frye und dem Filmtheoretiker Richard Dyer wahrgenommen worden. Siehe Frye 1983 und Dyer 1988. Historiker der Arbeiterbewegung haben den ökonomischen Vorteil von Whiteness erkundet Roediger 1991. Die feministische Psychologin Ruth Frankenberg hat mit dem programmatischen Titel *White Women Race Matters* (Frankenberg 1993) Critical Whiteness Theory in den ›Kanon‹ der Gender Studies eingebracht. In der ›schwarzen‹ Wahrnehmung allerdings hat die Sicht auf ›Whiteness‹ als Interessenpolitik eine lange Tradition, die etwa literarisch von Langston Hughes *The Ways of White Folk* (Hughes 1934) oder pointiert philosophisch von Frantz Fanon in *Black Skin White Masks* (Fanon 1952) diskutiert wurde.

16 | Siehe Bonilla-Silva 2003, Crenshaw 1997.

17 | Das Oxford English Dictionary (Ausgabe von 1997) schreibt: »Although both *African* and *African-American* were widely used in the United States in the 19th century, the adoption of *African-American* as a preferred term among black Americans dates from the late 1960s and early 1970s (particularly after an April 1972 conference at

korrekt wäre, im Gegenzug konkrete weiße Menschen als ›euroamerikanisch‹ bezeichnet, weil es mir darauf ankam, die symbolische Macht der Farbe ›Weiß‹ immer im Spiel zu halten (Husmann-Kastein 2009). Abgesehen davon ist das ›als weiß Anerkennen‹ der verschiedenen Migrantpopulationen durch den hegemonialen Diskurs ein fließender Prozess.⁸

Des Weiteren war es mitunter schwierig, eine Bezeichnungspraxis in Form von Kollektivsubjekten zu vermeiden, wie etwa ›der schwarze Mann‹, ›die weiße Frau‹, ›die schwarze Frau‹. Wie inzwischen von mehreren Seiten nachgewiesen wurde, sind solche Verkürzungen ausschließenden Identitätspolitik geschuldet,⁹ und insofern kontraproduktiv für eine intersektionale Analyse. Ich habe mich deshalb bemüht, ›Kollektivsubjekte‹ nur dann zu benutzen, wenn ich – was vielfach der Gegenstand der Untersuchung ist – phantasmatische Verkürzungen ›zitiere‹. Ansonsten bin ich auf Pluralkonstruktionen ausgewichen, weil unter einem pluralen Dach unterschiedliche Individuen und Gruppen- und Mehrfachidentitäten zumindest nicht wegdefiniert oder ausgeschlossen werden. Präziser wäre es von ›im Kontext X als weiß rassistierten Frauen oder Männern‹ und ›im Kontext Y als schwarz rassistierten Frauen oder Männern‹ zu sprechen. Ich habe aber, Missverständnisse dabei in Kauf nehmend, zugunsten der Lesbarkeit darauf genauso verzichtet wie auch auf das Binnen ›I‹, um auf das Herausschreiben des Weiblichen in ›maskulinen‹ Pluralkonstruktionen hinzuweisen. Stattdessen habe ich, wenn das angemessen erschien, beide Geschlechter aufgeführt.

Das wichtigste Beschreibungsmuster, um das es hier vor allem gehen wird, nämlich Race und Gender, fügt die beiden intern getrennten Kategorien männlich/weiblich und schwarz/weiß zu einem kombinierten Paar zusammen. Diese Untersuchungsperspektive als auch die Kategorien selbst in ihrer gegenwärtigen Bedeutung sind vergleichsweise neu im Umlauf. Race als biologisch verstandenes bestimmendes Merkmal einer Gruppe von Menschen löste erst im 19. Jahrhundert den allgemeineren, damals üblichen Sprachgebrauch von Race als Gattungsbegriff ab, der alle Menschen umfasste (Race of Men). Die Ka-

which Ramona Edelin, president of the *National Urban Coalition*, proposed its use). The term gained widespread acceptance following its endorsement by the Reverend Jesse Jackson (b. 1941) during his presidential nomination campaign in 1988«. http://dictionary.oed.com.ezproxy.cul.columbia.edu/cgi/entry/00305646?single=1&query_type=word&queryword=african+American&first=1&max_to_show=10, abgerufen am 26.03.2010.

18 | Siehe die Studien *How the Irish Became White* (Ignatiev 1995) und *How Jews Became White Folks: And What That Says About Race in America* (Brodin 1998).

19 | Siehe etwa das Kapitel »Die Frau als Subjekt des Feminismus« in Butler 1991, 15-22 oder den Artikel »Adieu, weibliches Kollektivsubjekt. Wofür Feministinnen die Identität ›Frau‹ nicht mehr brauchen« (Gräfe 2001).

tegorie Gender wurde erst in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts aus der Sprachwissenschaft entlehnt, davor bezeichnete sie ausschließlich das grammatische Geschlecht (Hof 1995, 12f).

Die inzwischen etablierte Sichtweise, Race und Gender als intersektionale oder interdependente Kategorien zu verstehen, ist dabei weit problematischer, als es zuerst den Anschein hat. Die Begriffe befinden sich auf einem unterschiedlichen Abstraktions- und Selbstreflektionsgrad. Gender ist qua Definition eine kritische Kategorie.²⁰ Sie setzt eine Trennung von Sex (biologisches Geschlecht) und Gender (soziales Geschlecht) voraus und postuliert, dass Anatomie im Gegensatz zu Freuds Diktum nicht als Schicksal verstanden wird, sondern als Vorwand, Männern und Frauen privilegierte oder untergeordnete Positionen zuzuweisen. Diese Trennung geht auf Gayle Rubins klassische Formulierung eines Sex-Gender-Systems männlicher Herrschaft zurück (Rubin 2006). Judith Butler hat darauf hingewiesen, dass diese Entkoppelung allein noch keinen entnaturalisierenden Effekt hat, wenn Sex prädiskursiv als natürliches Substrat verstanden wird und damit der Körper weiterhin als unveränderliche Grundlage innerhalb einer ›heterosexuellen Matrix‹ von sekundären Geschlechtsmerkmalen, Reproduktionsfunktion und gegengeschlechtlichem Begehren gedacht wird (Butler 1991, 15-49). Allen Formulierungen ist gemeinsam, dass die Kategorie Gender ein Machtverhältnis und keine Seinsform beschreibt, denn sie kann nur dann sinnvoll eingesetzt werden, wenn man sie unter dem Gesichtspunkt von Geschlechterhierarchien betrachtet. Dabei ist festzuhalten, dass hier die Kategorie Gender nicht synonym zu ›weiblich‹ gesetzt wurde, sondern den Prozess der Konstruktion von Geschlechtsidentitäten im Kontext sozialer Machtverhältnisse meint.

Race dagegen ist auf den ersten Blick keine kritische Kategorie. Das Wort ist auch in Verbindung mit black oder colored als affirmative Selbstbezeichnung nicht-weißer Menschen im Umlauf. Der einfache Wortgebrauch verbindet ein visuelles Schema, – also sichtbare Blackness –, mit Performanz, – also sich als ›Person of Color‹ zu fühlen und bestimmte Verhaltensstile zu pflegen –, mit Rezeption – also als Anderer oder Andere mit Diskriminierung oder der Erwartung eines typischen Habitus konfrontiert zu sein. Als unkritisch verwendeter Begriff kombiniert Race eine Reihe problematischer Essenzialisierungen wie Biologie, Ethnizität, Kultur und nicht zuletzt Hautfarbe. In der angloamerikanischen kritischen Praxis wird Race deshalb häufig in Anführungsstrichen gesetzt, um zu verdeutlichen, dass es »Rasse« als Substanzkategorie nicht gibt. Ich benutze den

20 | Seit der Etablierung der Kategorie Gender im anglo-amerikanischen Sprachraum für einen kritischen Diskurs zu Geschlecht durch Kate Millett (Millett 1969) hat sich die Wortverwendung von Gender als sozial konstruiertes Geschlecht in der feministischen Theorie durchgesetzt. Zur Entwicklung der Kategorie Gender siehe Nicholson 1994, Kerber 1998.

englischen Begriff ›Race‹ um über die Fremdsprachigkeit (und, um den nicht-pejorativen Alltagsgebrauch der Kategorien im angloamerikanischen Sprachraum) dem impliziten Biologismus und den faschistischen Konnotationen des deutschen Wortes auszuweichen, ohne ihm natürlich gänzlich entkommen zu können. Im Text verzichte ich aus Vereinfachungsgründen auf die Anführungsstriche, die ansonsten auch bei ›Gender‹ gesetzt werden müssten, denn auch hier handelt es sich um eine gleichermaßen konstruierte wie relationale Kategorie.

Race wird in den angloamerikanischen Human- und auch weitgehend in den Sozialwissenschaften inzwischen einvernehmlich als soziale Konstruktion verstanden,²¹ wodurch die Gefahr der Essentialisierung zwar gemildert aber nicht gebannt ist. Nur in diesem konstruktivistischen Verständnis können Race und Gender gleichgewichtig in Beziehung gesetzt werden. Doch ungeachtet der Tatsache, wie weit man die begriffliche Entflechtung vorantreibt, sie kann die Wirkmächtigkeit etwa einer Race-Zuschreibungen nicht aushebeln. Colette Guillaumin schreibt: »Race does not exist. But it does kill people« (Guillaumin 1999, 46).

Die Kombination von Race und Gender hat einen anderen Status als die Kombinationen von männlich/weiblich und schwarz/weiß. Zunächst einmal ist sie nicht hierarchisch und außerdem selbstreflexiv gegenüber der soziokulturellen Konstruiertheit. In der Paarung tut sich aber ein anderes Problem auf, das durch die darunterliegenden Oppositionen männlich/weiblich und schwarz/weiß verursacht wird. Diese Einzelbegriffe sind binär konstruiert, sie definieren sich gegenseitig und stehen in Hierarchie zueinander, d.h. weiß steht über schwarz und männlich über weiblich. Will man nun Race und Gender untereinander in Beziehung setzen, nutzt es erst einmal wenig, dass männlich und weiblich in historisch und sozial bestimmte Maskulinitäts- und Feminitätsmodelle aufgelöst werden, und weiß und schwarz als erst kürzlich erworbenes, koloniales und postkoloniales Klassifikationssystem dekonstruiert worden ist. Verkoppelt implementieren beide Begriffe aber hierarchisierte Zuschreibungen, die, wie im nächsten Abschnitt entwickelt werden wird, Race in die Register schwarz und männlich und Gender in die Register weiß und weiblich sortiert und damit strukturelle Ausschlüsse produziert.

Die Kombination von Race und Gender birgt noch eine weitere Gefahr, nämlich die Suggestion, dass es sich um strukturgleiche Diskriminierungsmuster handeln könnte. Betrachtet man allerdings die Unterschiede von Sexismus und Rassismus genauer, zeigt sich schnell, dass dem keinesfalls so ist. Zunächst muss hier die Ebene der ›oppressiven institutionellen Praxis‹ von der ›individuellen vorurteilsbelasteten Überzeugung‹ getrennt werden (Wasserstroem 1977). Die erste Ebene beschäftigt sich mit politischer Repräsentation, mit offen oder

21 | Zu einem konstruktivistischen Race-Begriff siehe die Anthologien zu Race-Theory von Back/Solomos 2000, Essed/Goldberg 2008.

versteckt diskriminierenden Gesetzen, Zugangsbeschränkungen und dem Verhalten der Justizbehörden. Ganz offensichtlich werden schwarze Männer und Frauen von Polizei und Justiz hier unterschiedlich zu weißen Frauen behandelt. Die zweite Ebene betrifft private Überzeugungen von Minderwertigkeit, die Verweigerung von Anerkennung und herablassendes oder verächtliches Verhalten. Auch ›individuell vorurteilsbelastete Überzeugungen‹ gegen weiß/weibliches Geschlecht oder schwarze Mitglieder beiderlei Geschlechts funktionieren unterschiedlich.²² Es werden grundverschiedene Diskriminierungsmuster aktiviert, wenn man glaubt, weiße Frauen seien hormongesteuerte Hysterikerinnen, schwarze Frauen notorische Lügnerinnen und schwarze Männer aggressive Schläger.

Zudem sollte eine Sonderform des Sexismus die vorschnelle Analogisierung von Sexismus und Rassismus verhindern, nämlich ein Paternalismus, der die strukturelle Nichtanerkennung von weißen Frauen mit positiven Verhaltensmustern wie Liebe und Ritterlichkeit mischt (Thomas 1980). Zwar werden auch schwarze Menschen paternalistisch und herablassend behandelt, allerdings geht diese diskriminatorische Praxis nicht damit einher, dass der Diskriminierende emotionale Involviertheit und Begehren zur Schau stellt und die Achtung spezieller Tugenden der Diskriminierten wie Keuschheit oder Mutterschaft behauptet. Dass eine solche verdeckte Vorurteilsstruktur sich nicht auf Race übertragen lässt, kann man an öffentlichen Diskursen über schwarze Frauen nachvollziehen. Es gibt in dieser Hinsicht weder einen weißen noch einen schwarzen Paternalismus, sondern eher das Gegenteil. Rassistische weiße Diskurse konzentrieren sich auf die angebliche erotische Freizügigkeit und Sozialhilfeabhängigkeit schwarzer Frauen. Ein schwarz-männlicher Diskurs befürchtet eher die angeblich kastrierende Macht eines schwarzen Matriarchats (Wallace 1979). Der Sexismus gegenüber schwarzen Frauen ist nicht paternalistisch gemildert, und Rassismus blendet ihr Geschlecht entweder aus oder ruft es mit einem geschlechtsspezifisch sexualisierten Rassismus an.

Intersektionalität

Die Figuration ›Schwarze Frau‹ und ihre Lebenswirklichkeit macht die Notwendigkeit und die Probleme eines *intersektionalen* Denkens deutlich. Denn wenn Race und Gender (wie so oft) verkürzt als ›Schwarze‹ und ›Frauen‹ verstanden werden, kommt systematisch die schwarze Frau zum Verschwinden, da sie we-

22 | Zur vergleichenden Betrachtung von Rassismus und Sexismus siehe auch die Anthologie *Race/Sex* von Naomi Zack (Zack 1997) und die Monographie von Colette Guillaumin (Guillaumin 1995). Für einen Überblick über die internationale und neuere deutsche Diskussion zu Rassismus/Sexismus siehe Kerner 2009.

der in der Kategorie Race noch in der Kategorie Gender aufgeht.²³ Kimberlé Crenshaw spricht von der Position schwarzer Frauen als ›intersektional‹ im Zusammenhang mit ihrer größeren Verwundbarkeit gegenüber sexueller Gewalt: »to describe the location of women of color within overlapping systems of subordination within the margins of feminism and antiracism« (Crenshaw 1991, 1265). Diese Erkenntnis ist zehn Jahre vor Crenshaw im Titel einer berühmten Anthologie zu schwarzem Feminismus ironisch paraphrasiert worden: *All the Women are White, All the Blacks are Men, and Some of Us are Brave* (1981). In ähnlicher Weise bevor der Terminus Intersektionalität allgemeine Geltung bekam, beschrieb das *Cumbahee River Collectives* (1982), eine Studiengruppe afroamerikanischer lesbischer Feministinnen, ihre Situation als ein System von ›interlocking [...] manifold and simultaneous oppressions« (Collective 1981, 210).

Die Juristin Kimberlé Crenshaw hat dann den Terminus ›Intersektionalität‹ als Paradigma für die rechtliche Verfasstheit schwarzer Frauen etabliert und dieses aus einer Analytik des Ausschlusses – Crenshaw spricht von ›intersectional disempowerment«²⁴ – zu einem Paradigma der Beschreibung von Interdependenz unterschiedlicher ›Szenen der Ungleichheit‹ weiterentwickelt: »Yet intersectionality might be more broadly useful as a way of mediating the tension between assertions of multiple identity and ongoing necessity of group politics« (1296). Ich spreche hier von ›Szenen der Ungleichheit‹, um die Ko-Präsenz unterschiedlicher ›Intersektionalitäten‹ in unterschiedlichen multiplen und wechselnden Identitäten auf unterschiedlichen temporalen und/oder topologischen Achsen zu betonen, etwa in dem Sinne, wie Ella Shohat von ›investigating multichronotopic links« spricht (Shohat 2006b, 3). Andere konventionalisierte Sprechweisen wie ›Achsen der Differenz‹ (Knapp/Wetterer 2003) oder ›Mehrfachdiskriminierung‹ (Haritaworn 2005) bringen sprachlich die hier angestrebte Flexibilität nicht zum Ausdruck.

Patricia Hill Collins wertet die ›intersektionale‹ Position schwarzer Frauen positiv um und macht aus der ›Exzentrizität‹, nämlich in beiden Feldern Race und Gender über Erfahrungswissen zu verfügen, ein epistemologisches Privileg: die Position der ›outsider-within«.²⁵ Neben Intersektionalität spricht sie

23 | Elisabeth Spelman spricht von dieser Position als Inessential Women (Spelman 1988) und Robin Wiegman betont die Notwendigkeit der »Deterritorialisierung of the binary figuration of black/white« (Wiegman 1995, 8).

24 | Crenshaw 1991, 1245. Im folgenden Text nach Seitenzahlen zitiert.

25 | Collins 2000, 11. Im folgenden Text nach Seitenzahlen zitiert. Ein ähnliches epistemologisches Privileg des Aussenseitertums macht Gloria Anzaldúa in *Borderlands/La Frontera* (1987) geltend, die über ihre Position als lesbische mexikanische Einwanderin in die USA eine postkoloniale geopolitische Dimension hinzufügt und die ›Grenze‹ und deren Schwellenräume als Denkposition produktiv macht.

von einer »matrix of domination« (18), die in jeweils unterschiedlichen Situationen unterschiedlich zum Tragen kommt:

»Her gender may become more prominent when she is a mother, her race when she searches for housing, her social class when she applies for credit, her sexual orientation when she is walking with her lover, and her citizenship status when she is applying for a job.« (274f)

Neben Race und Gender bringt Patricia Hill Collins als weitere Felder intersektionaler Multiplizität, sexuelle Orientierung, Staatsbürgerschaft und ›Klasse‹ ins Spiel.

Feministische Soziologie, der es disziplinär naheliegt, Statuskategorien zu bedenken, hat sich besonders auf die Intersektionalitäten mit Klasse/Schicht konzentriert.²⁶ Z.B. nahm die Soziologin und Ungleichheitsforscherin Leslie McCall die Umverteilungsfrustration weißer Männer in der ›New Economy‹ der Reagan/Bush Jahre und ihre lauten Forderungen nach Abschaffung der inzwischen als unfair empfundenen ›Affirmative Action‹ Maßnahmen für ›ethnisch‹ und geschlechtlich diskriminierte Menschen zum Anlass, Einkommensunterschiede nach Race, Class und Gender in einem interessanten ›interkategorialen Ansatz‹ nachzurechnen und der herrschenden Ideologie entgegengesetzte Zahlen zu präsentieren.²⁷ Klasse hat zumeist auch eine Raumdimension. So haben zahlreiche Autoren und Autorinnen darauf hingewiesen, dass es unmöglich ist, im US-amerikanischen Kontext über Race zu sprechen und nicht die strukturelle Pauperisierung und de facto Segregation der afroamerikanischen Unterklassen in den Inner-City-Ghettos mitzureflectieren.

Die Unterdrückung aufgrund von Race ist intersektional mit der geopolitischen Positionierung verknüpft und somit in die Geschichte von Kolonialismus, moderner Sklaverei und Postkolonialität eingebunden, wie Paul Gilroy in seiner

26 | Das Zuständigkeitsgefühl der Soziologie für das Paradigma geht so weit, dass im englischen Wikipedia-Eintrag zu Intersectionality der erste Satz lautet: »Intersectionality is a sociological theory suggesting that – and seeking to examine how – various socially and culturally constructed categories of discrimination interact on multiple and often simultaneous levels, contributing to systematic social inequality«. <http://en.wikipedia.org/wiki/Intersectionality>, abgerufen 05.01.2010.

27 | Zum Unterschied zwischen ›antikategorialen‹, ›intra-kategorialen‹ und den von ihr bevorzugten ›interkategorialen‹ Ansätzen in Intersektionalitätstheorien siehe McCall 2005, 1773f. Siehe auch *Complex Inequality. Gender, Race, and Class in the New Economy* (McCall 2001). Eine historische integrierte Arbeit zur Ungleichheit entlang der Kategorien Race, Class und Gender von 1870-1930 legte Evelyn Nakano Glenn mit *Unequal Freedom. How Race and Gender Shaped American Freedom and Labor* (Glenn 2002) vor.

wegweisenden Studie *The Black Atlantic* (Gilroy 1993a) dargelegt hat. Zusammen mit den Postcolonial Studies hat er ein neues Forschungsfeld erschlossen, das den Blick auf Sklaverei transnational und transatlantisch aufspannt.²⁸ Intersektionale Studien zum Kolonialismus haben zudem gezeigt, dass die strukturelle Unterdrückung weißer Frauen durch weiße Männer durch ihr Whiteness-Privileg (McClintock 1995) oder, wie ich an anderer Stelle ausführe, durch eine ›okzidentalistische Dividende‹ (Dietze 2009a, 35) kompensiert wird.²⁹

Mit der Aufnahme postkolonialer Fragestellungen verbanden feministische Theoretikerinnen die Hoffnung, sich aus verengender Identitätspolitik lösen zu können. Teresa de Lauretis schrieb optimistisch:

»Now I want to suggest, that feminist theory came to its own, or became possible as such [...] in a postcolonial mode. [...] with the understanding of the interrelatedness of discourses and social practices, and of the multiplicity of positionalities concurrently available in a social field seen as field of forces: not a single system of power dominating the powerless but a tangle of distinct, variable relations of power and points of resistance.«³⁰

Denken in lokaler Positionalität ermöglicht auch zu sehen, dass eine identische Person an einem Ort als ›colored‹ und einem anderen als ›weiß‹ verstanden wird, obwohl sie eine rechtlich ›schwarze‹ Position hat, wie sie z.B. durch die US-amerikanische ›One-Drop-Rule‹³¹ erzeugt wurde, für ihre Umwelt aber über ›Passing‹ (für weiß durchgehen) als weiß angesehen wird.

Die fließenden Übergänge von Aufscheinen und Verstecken und Problemen der Lesbarkeit des Passing sind von der Queer Theory aufgegriffen worden, der es weniger darauf ankommt, die ›historische Arbeit‹ der Klassifikation nach Geschlechtern und Races zu analysieren, sondern mehr darauf, Ausdrucksformen von ›queer‹ Sexualitäten zwischen Normierung und Normkritik herauszupräparieren. Mit der Queer Theory stellt sich auch die Frage, ob ›Sexualität‹ auf der gleichen Ebene wie Race, Class, Gender und Nation/Lokalität verhandelt werden kann. Spricht man von sexueller Präferenz, hat man technisch gesehen

28 | Neuere Studien zum Zusammenhang von Sklaverei und erster Frauenrechtsbewegung beziehen sich inzwischen auf Gilroys *Black Atlantic*. Siehe z.B. Scully/Paton 2005 und Kish-Sklar 2007.

29 | Valerie Jones spricht von weißen Frauen in ›Plantation Societies‹ als ›victims and agents‹ (Jones 2007, 3).

30 | de Lauretis 2007, 157. Wiederabdruck eines Aufsatzes von 1990 aus *Feminist Studies*.

31 | Rassistische Gesetzgebung, nach der ein Tropfen ›schwarzen‹ Blutes Individuen vor dem Recht als ›schwarz‹ gelten ließ. Sich als ›weiß‹ auszugeben war unter dieser Regel ein Straftatbestand.

auch Heterosexualität als Wahl im Begriffsfeld, privilegiert man Homosexualität, hat man andere ›Szenen sexueller Ungleichheit‹ ausgeschlossen. Sexualität ist keine Beschreibung einer Positionalität oder eines Identitätsstatus, genauso wenig wie Queer Theory eine Theorie der Identität ist, wie im Vorwort einer Queer Theory-Anthologie pointiert zusammenfasst wird: »It was a strategy, not an identity. Put differently, the message of queer activism was that politics could be queer, but folk could not« (Morland/Wilcox 2005, 2).

Trotz dieser epistemologischen Besonderheit hat Queer Theory intersektionale Fragestellung bereichert, z.B. *Queering the Colorline* (Somerville 2000), die Race und die ›Erfindung von Homosexualität‹ in Begriffen wie Miscegenation und Bastardisierung zusammendenkt. Studien zur Harlem Renaissance als Schwellenraum transgressiver Sexualitäten reorganisieren manichäische Vorstellungen von Rassentrennung zum Jahrhundertbeginn. Neue Forschungsfelder wie ›Queer of Color‹ berufen sich explizit auf Intersektionalität wie *Aberrations in Black. Toward a Queer of Color Critic* (Ferguson 2004), *Strange Affinities* (Hong/Ferguson 2011) oder *Disidentifications. Queers of Color in the Performance of Politics* (Muñoz 1999) zielen eher auf Normkritik als auf multiple Positionalitäten. Insofern sollte man eher von kritischen Subgenres ›Queer Intersectionality‹ sprechen, um die epistemologische Sonderstellung und die anders gelagerte Erkenntnisperspektive von queer Sichtweisen zu betonen.

Queer Intersectionality trägt zum Intersektionalitätsmodell bei und ›quert‹ es gleichzeitig und wird damit zu einer ›korrektive Methodologie‹.³² Beide Ansätze können füreinander als Schwellen positioniert werden, um jeweils gleichzeitig die Normalisierungsarbeit (queer) und Zusammengesetztheit von ›Identitäten‹ (Intersektionalität) im Auge zu behalten. ›Queering und Passing‹ verweisen zudem auf imitierende, zitierende, parodistische oder maskierende Handlungsmöglichkeiten, auf die im Postscript der Studie noch genauer eingegangen wird. Strategien der Disidentifikation, Resignifizierung und von Re- und Disartikulation destabilisieren und unterminieren Zuschreibungen. Das bekannteste Beispiel solcher Strategien ist die Namensgebung von Queer Theory selbst als positive Umbesetzung eines Schimpfwortes (oder Euphemismus) für homosexuell. Das gilt im Deutschen auch für ›schwul‹ (Schwulenbewegung) und Weiber (Weiberrat).

Intersektionalitätsmodelle sind gut dafür geeignet zu beschreiben, dass Unterdrückung vielschichtig ist und Individuen und Menschengruppen in unterschiedlichen ›Szenen der Ungleichheit‹ multiple Identitäten in sich vereinen. Queer Intersectionality fügt diesem Projekt eine handlungsorientierte und normkritische Dimension hinzu. Beide bleiben jedoch relativ blind gegenüber Fragen, welche *Funktion* Race und Gender im gesellschaftlichen Machtgeflecht haben und wie und warum sie *historisch variieren*. Hier ist in anderen Feldern nach Ansätzen zu suchen, die ergänzen und gegebenenfalls vertiefen

32 | Siehe Dietze/Haschemi/Michaelis 2007, 138.

können. Mir scheinen dazu der in neo-marxistischer Hegemonie-Theorie zirkulierende Begriff der ›Artikulation‹ von Ernesto Laclau und Stuart Hall und das Modell der ›Racial Projects‹ von Michael Omi und Howard Winant geeignet. Im Folgenden soll daher der Begriff ›Artikulation‹, welcher zu Fragen von Klasse (Laclau) und Race (Hall) bereits fruchtbar gemacht wurde auch für Gender operationalisierbar gemacht werden. In diesem Zusammenhang soll neben den bereits entwickelten ›Racial Projects‹ überprüft werden, ob analog zu bildende ›Gender-Projects‹ analytisch produktiv gemacht werden können.

Artikulation

Race und Gender haben zu unterschiedlichen historischen Perioden unterschiedliche Bedeutungen. Omi und Winant entleeren die Kategorie Race sogar vollständig und erklären sie zu einem Platzhalter im politischen Aktionsfeld: »Race is an unstable and decentered complex of social meanings constantly being transformed by political meaning«. ³³ Race (ich bleibe der Einfachheit halber kurzfristig bei dieser *einen* Kategorie) wurde in den USA in unterschiedlichen Hegemonie-Formen (z.B. Sklaverei, Frühkapitalismus, Rekonstruktion/Segregation, Imperialismus, Spätmoderne) unterschiedlich konzeptualisiert (Kindlichkeit, Reservarmee, abzugrenzende Menschengruppe, Primitivität, ›kulturelle‹ Differenz, Kriminalität, Wohlfahrtsabhängigkeit). Stuart Hall spricht dementsprechend davon, dass Race unterschiedlich *artikuliert* und wieder neu *re-artikuliert* wird (Hall 1994).

Ich möchte im Folgenden dem Begriff der Artikulation in drei Dimensionen nachgehen. Die soeben angesprochene Dimension versteht unter ›Artikulation‹ im Bezug auf Race historisch veränderliche Ausdrucksformen. Eine zweite Dimension spricht eine grundsätzlichere Frage an, nämlich, dass Artikulation auch immer eine verschobene nur auf unmittelbare Evidenz aber nicht auf das Wesen der Dinge zielende Beschreibung einer Wahrnehmung ist. Ernesto Laclau nennt das bekannte Höhlengleichnis von Plato eine »Theorie der Artikulation«. ³⁴ Wie allgemein bekannt hätten Menschen, die mit dem Rücken zum Höhlenausgang gesessen hätten, die Schatten für die Wirklichkeit gehalten. Laclau führt aus:

»Der Diskurs des gesunden Menschenverstandes, doxa, wird hier als System irreführender Artikulationen präsentiert, in der Begriffe nicht als logische Verbindungen miteinander verknüpft, sondern lediglich als konnotative oder evokative Verbindungsfelder zusammengehalten werden.« (9)

33 | Omi 1996, 86. Stuart Hall schreibt: »Es gibt keinen Rassismus als allgemeines Merkmal menschlicher Gesellschaften, nur historisch spezifische Rassismen« (Hall 1994, 127).

34 | Laclau 1981, 09. Im folgenden Text nach Seitenzahlen zitiert.

Artikulation ist für Laclau eine Möglichkeit, ›Ideologie‹, oder besser Hegemonie-Produktion, zu beschreiben. Anstatt Ausbeutungs- oder Kapitalverhältnisse zu erkennen, sehen die Menschen (in Laclaus Erkenntnisinteresse das Proletariat) ›Schatten‹. Es erscheinen ihnen andere Artikulationsformen wie Race, Nation, Religion, Geschlechterordnungen plausibler, um ihrer Ohnmacht und ihrem Wunsch nach Ermächtigung Ausdruck zu geben.

Nun ist zu fragen, warum je unterschiedliche Taxinomien, Problematisierungen oder Einhegungen von Race (und Gender, Sexualität, Nation) immer wieder in den Vordergrund gesellschaftlicher Diskurse geraten. Die Antwort der Gramsci-Schule des Neomarxismus, wäre, dass Hegemonie inhaltliche Kondensationskerne brauche, auf die sich die Herrschenden mit den Beherrschten einigen können. Denn es komme darauf an, auch deren Interessen zu inkorporieren, damit sich ein »common sense«³⁵ sedimentieren könne, der den Gedanken an Widerstand obsolet mache und ›eine‹ (des Volkes) Stimme produziert und damit innere Widersprüche unartikulierbar macht oder disartikuliere.

Gramsci hatte den Begriff der Hegemonie als Alternative zu dem starren marxistischen Ideologiebegriff des ›notwendig falschen Bewusstseins‹ entwickelt, um das komplexe Ineingreifen von Zwang und Zustimmung zu beschreiben, das populistische Diktaturen wie den Faschismus kennzeichnet. Artikulationen von/über Race (Geschlechterordnungen und Nation) wären damit besonders geeignete Felder, diesen erwünschten Konsens zu bilden. Laclau schreibt, dass der z.B. der deutsche Faschismus das verunsicherte Kleinbürgertum *als* (arische) Rasse angerufen und zu einem Volk vereint habe und damit gleichzeitig innere Widersprüche verunmöglicht und den Antisemitismus als konstitutives Außen installiert habe (104).

Eine dritte Dimension von Artikulation erschließt sich leider in der deutschen Sprache weniger als im Englischen, hat aber für diese Untersuchung, die sich mit den Verschränkungen von Race- und Gender-Diskursen beschäftigt, eine wichtige Erkenntnisfunktion. Nach Stuart Hall bedeutet Artikulation auch eine Art von pointierter Zusammengehörigkeit, die aber auflösbar ist. Er erläutert diese Form von Artikulation am Beispiel eines Lastwagens, der aus Zugmaschine und Anhänger besteht und in Englisch ›articulated lorry‹ heißt. Zugmaschine und Container-Hänger werden meistens zusammen angetroffen sind aber trennbar und können unter anderen Konstellationen andere Kombinationen eingehen:

»Die Artikulation ist demzufolge eine Verknüpfungsform, die unter bestimmten Umständen aus zwei verschiedenen Elementen eine Einheit herstellen kann. Es ist eine Verbindung, die nicht für alle Zeiten notwendig, determiniert, absolut oder wesentlich ist. Man

35 | Die übliche deutsche Übersetzung ›gesunder Menschenverstand‹ liegt etwas neben dem oben angesprochenen ›Gemeingefühl‹.

muss sich fragen, unter welchen Bedingungen kann eine Verbindung hergestellt oder geschmiedet werden. [...] Eine Theorie der Artikulation ist daher zugleich eine Art und Weise zu verstehen, wie ideologische Elemente unter bestimmten Bedingungen sich zu einem Diskurs verbinden und eine Art zu fragen, wie bestimmte Konjunkturen mit politischen Subjekten artikuliert oder nicht artikuliert werden.« (Hall 2000, 65)

Unter Bedingungen des deutschen Faschismus war die Konzentration auf Race eine artikulatorische Praxis, die, zusammengespannt mit Nation, für eine bestimmte Zeitperiode einen Konsens zwischen einer hegemonialen Ordnung und dem ›Volk‹ bildet und absichert. Der Sieg der Alliierten zerriss diese Artikulationsform, die dann die Krise der herrschenden (faschistischen) Ideologie in der »Disartikulation der sie konstituierenden Anrufung« auslöste.³⁶ Eine deutsche Nation sollte nach Willen der Alliierten erhalten bleiben, aber sie war nicht mehr über Rasse und Rassismus artikulierbar.

Race-Projekte/Racial Projects

Die von Gramsci, Laclau und Hall entwickelten Theoreme sind auf Europa, den Faschismus und – im Fall von Hall – auf postkoloniale Neorassismen in Europa bezogen. Die Soziologen Omi und Winant transferieren diese Denktradition auf amerikanischen Boden und verankern sie in der dortigen Postsklaverei-Gesellschaft. Sie sprechen von Race als einem instabilen Komplex sozialer Bedeutungsproduktion, der ununterbrochen von politischen Kämpfen transformiert wird. Diesen nennen sie ›Racial Formation‹ und sehen diese als einen sozio-historischen Prozess »by which racial categories are created, inhabited, transformed and destroyed«.³⁷ Racial Formation ist eine Art und Weise, im Gramsci'schen Sinne Hegemonie herzustellen, nämlich machtgestützte Lesarten von Wirklichkeit durchzusetzen, die alltagswirkliche Zustimmung finden. Durchgesetzt werden solche Lesarten mit – von ihnen so genannten – ›Racial Projects‹, einer ausdifferenzierten und spezifizierten Form von Artikulation:

»A racial project is simultaneously an interpretation, representation, or explanation of racial dynamics, and an effort to reorganize and redistribute resources along particular racial lines. Racial projects connect what race means in a particular discursive practice [...].« (55)

36 | Ebd. 111. Diese ›Disartikulation‹ ist einer der Gründe, warum die alliierten Entnazifizierungskomitees zu ihrer Verblüffung wenig bekennende Faschisten antrafen. Eine artikuliert Verbindung von Nation und Rasse hatte ihren Sinn und positive Besetzbarkeit verloren.

37 | Omi 1996, 55. Im folgenden Text nach Seitenzahlen zitiert.

Omi/Winant sprechen z.B. von einem neokonservativem Racial Project, das Marktliberalismus über eine Problematisierung von ›preferential treatment‹ von Minderheiten durchsetzen will.

Man kann für die Zwecke dieser Studie das Konzept der Racial Projects auch historisch zurückverfolgen. Race wurde nach dem Bürgerkrieg zur zentralen Artikulation der Südstaaten, wo über Segregation und Fiktionen weißer Suprematie Kriegsverlust und Strukturdefizite verhandelt wurden. Die Bürgerrechtsbewegung *de-artikulierte* diesen Diskurs, weil er gebildete und vernünftige Race-Subjekte zur Sichtbarkeit gebracht hatte, deren Existenz die bis dato geltende »race dictatorship« (65) geleugnet hatte. Die unmittelbar darauf folgende Black Panther Bewegung *re-artikulierte* sodann das Begriffsfeld Race in Black Power und ›Black is Beautiful‹ zu einem Ermächtigungsmuster. Hier wird nochmal deutlich, dass es für Race keinen stabilen Bedeutungsfundus gibt, sondern dass es auf die Artikulationsform in hegemonialen oder gegen-hegemonialen Strukturen ankommt, welche Bedeutung und Funktion der Kategorie beigemessen wird.

Gender-Projekte

Die Modellierung von ›Racial Projects‹ von Omi/Winant als Hegemonie produzierende Artikulationsformen korrespondiert mit der inzwischen klassischen Formulierung der feministischen Historikerin Joan Scott: »Gender is a primary field within which or by means of which power is *articulated*« (meine Kursivierung).³⁸ Für Scott und Omi/Winant sind die körperlichen Merkmale von Race und Gender nur arbiträre Bezugsgrößen, Vorwände für Hegemonie-Produktion. Nach Scott ist Gender ein »constitutive element of social relationships based on the perceived differences between the sexes« (1076) und nach Omi/Winant ist Race »a concept which signifies and symbolizes social conflicts and interests by referring to different types of human bodies« (Omi/Howard 2008, 123).

Joan Scott spricht zwar nicht von Gender-Projekten, aber die Art und Weise, wie sie die historisch je spezifischen Realisierungsweisen von Geschlecht beschreibt – über normative Konzepte, kulturelle Symbole, politischer Implementierungen und subjektive Identitäten (Scott 1986, 1074) –, hat eine große Struktur-Ähnlichkeit mit dem Race-Projekt-Ansatz:

»If we treat the opposition between male and female as problematic rather than known, as something contextually defined, repeatedly constructed, then we must constantly ask not only *what is at stake in proclamations and debates that invoke gender to explain and justify their positions* but also how implicit understandings of gender are being invoked and re-inscribed.« (Meine Kursivierung) (1074)

38 | Scott 1986, 1069. Im folgenden Text nach Seitenzahlen zitiert.

Scotts Problematisierungsfragen – aus welchen Gründen wird Gender aufgerufen, und welche erklärende und legitimatorische Funktion für die hegemoniale Ordnung hat diese Anrufung – sind von der Anlage her parallel zur Konzeptualisierung von Race-Projekten und werden deshalb für den Zweck dieser Untersuchung von mir als Gender-Projekte bezeichnet.

Von Gender-Projekten zu sprechen wird plausibel, wenn Geschlechterordnungen zum definitorischen Symbol-System gesellschaftlicher Verfasstheit gemacht werden. Das kann über Sichtbarkeitsregime geschehen, z.B. einem ›bedeckten‹ oder ›offenen‹ Gendersystem – Schador/Hijab/Kopftuch auf der Seite der exemplarischen Verhüllung als Zeichen kultureller Besonderheit versus Enthüllungs- oder Transparenz-Geboten als Zeichen von Freiheit und Aufklärung.³⁹ So war die Durchsetzung des Schador im Iran ein Gender-Projekt der Mullah-Revolution, und die Kopftuchdebatte in Deutschland ist ein Gender-Projekt des okzidental Diskurses. Aber auch Verhaltensregime können die Form von Gender-Projekten annehmen, über die verschobene Kulturkämpfe inszeniert werden: in der US-Geschichte z.B. waren das der ›Cult of True Womanhood‹ und das Dogma der ›Separate Spheres‹ im 19. Jahrhundert oder im 20. Jahrhundert die epischen Auseinandersetzungen um Abtreibung, mit der sich die religiöse und politische Rechte als innenpolitischer Akteur positioniert.

Für den Zweck der hier vorgestellten Studie über die Interdependenz und Konkurrenz US-amerikanischer Emanzipationsdiskurse zu Race und Gender möchte ich das Konzept von Race-Projekten und die davon abgeleitete Fassung von Gender-Projekten beispielhaft zu einem integrierten Projekt zusammenfügen, nämlich in der Frage von Lynching und Vergewaltigung. Lynching als außergerichtliche Mob-Gewalt gegen hauptsächlich afroamerikanische Männer nach dem Bürgerkrieg wurde häufig mit der vorgeschobenen Behauptung der Vergewaltigung einer weißen Frau verknüpft, oder jedenfalls im ›kollektiv Imaginären‹ so gehandelt. Inzwischen ist allgemein anerkannt, dass die reale Funktion von Lynching darin bestand, ein Terrorregime zu errichten, das die afroamerikanische Bevölkerung von der Wahrnehmung ihrer formal verliehenen Rechte abhalten sollte. Weiße Frauen hatten in dieser Gewaltstruktur den systematischen Platz, als Vorwand und zu schützende Einheit in Anspruch genommen zu werden.⁴⁰

39 | Scott 2007, 154. Christina von Braun und Bettina Mathes schreiben: »Bevor der Westen der Frau erlaubte sich zu entblößen, musste sie lernen, ihre Blöße wie ein Kleid zu tragen« (Braun/Mathes 2007, 154). An anderer Stelle spreche ich vom Geschlechterverhältnis als »Signatur« eines ›okzidentalistischen Hegemonie-Diskurses‹ (Dietze 2009b, 31).

40 | Da die Position der weißen Frau in der Narration privilegiert ist, war es in der Geschichte der Frauenbewegung so außerordentlich schwer, sich der Anrufung dieses Race-Gender-Projekts zu entziehen. Es bedurfte über fünfzig Jahre systematischen Lynchings,

Um auf die oben erläuterte dritte Dimension der Artikulation zurückzukommen, handelt es sich bei einem Race-Gender-Projekt um eine ›pointierte Zusammenstellung‹, die nicht zwingend aber ideologisch hoch wirksam ist. Schwarze Männer und weiße Frauen wurden über den Terror des Lynching gleichzeitig zusammengezwungen und scharf auseinandergehalten. Im Fortgang der Arbeit nenne ich dieses besondere Race-Gender-Projekt ›Rape-Lynching-Komplex‹. Diese gegenseitige Artikulation von (schwarz/maskuliner) Race und (weiß/femininem) Gender in sexualpolitisch aufgeladenen Race-Gender-Projekten hat sich nicht auf den rückständigen Süden des späten 19. Jahrhunderts beschränkt, sondern hat sich über die verschiedensten Variationen in den gesamten USA bis in jüngste Gegenwart immer wieder re-artikuliert und neu kalibriert. Oder um das Problem andersherum und systematischer zu erfassen: Die in den Race-Gender-Projekten artikulierte gegenseitige Schuldzuweisung nimmt einer strukturell androzentrischen Race Suprematie die Arbeit der Durchsetzung von Hegemonie ab. Wendy Brown spitzt dasselbe Phänomen in Foucault'scher Terminologie für alle Emanzipationsbewegungen zu: »Wir sind also nicht einfach Zielscheiben, sondern Vehikel von Macht« (Brown 2006, 133).

Race-Gender-Projekte

Race-Gender-Projekte als Prozesse gegenseitiger Artikulation müssen nicht immer der doppelten Unterdrückung dienen. Sie können auch Emanzipationsanliegen sentimentalieren oder skandalisieren. Was jedoch das Auftauchen aller Race-Gender-Projekte verbindet, ist, dass sie Krisen des hegemonialen Diskurses markieren, wo der Erhalt alter und die Durchsetzung neuer Ordnungsmuster auf Widerstandspunkte stoßen. Diesem Motiv wird in allen Kapiteln der Studie nachgegangen. Wenn Abolitionistinnen im frühen 19. Jahrhundert Race und Gender zusammenfügend von ›Slavery of Marriage‹ sprachen, wurde gleichzeitig über die Überlebtheit der Sklaverei und die Anpassungsschwierigkeiten von Frauen in die Disziplin der so genannten ›separaten Sphären‹ verhandelt (*Kapitel 1 – Die Sklaverei des Geschlechts*). Wenn New Women und Sozialreformerinnen Anfang des 20. Jahrhunderts von Prostitution als ›White Slavery‹ sprachen, implizierten sie gleichzeitig, das schwarze Frauen ›freiwillig‹ Prostituierte waren. Weiterhin wurden Ängste um weiß/weibliche Moralität bei zunehmender Berufstätigkeit, Junggesellintum und Amüsiermöglichkeiten in großen Städten verhandelt. Die ›White Slavery‹ Erzählung war aber auch im weiteren Sinn eine Artikulationsform von Krisen der Modernisierung, Urbanisierung und Migration, die so als rassisiertes Problem von Tugend und Laster gelesen werden konnte (*Kapitel 2 – Hierarchien der Zivilisation*).

bis eine weiße Frau aus dem Süden, Jesse Daniel Ames, eine politische Initiative gründete, die sich gegen Lynching im Namen weißer Frauen verwahrte. Siehe Dowd-Hall 1979.

Mit dem Überschreiten der Color Line artikulierten weiße Bohémiennes der zwanziger Jahre ihre Frustration mit der erstarrten Geschlechterordnung und versuchten über diesen ›Widerstandspunkt‹ eine Krise der Sexualmoral produktiv zu machen. Die öffentliche Aufregung über angebliche Tabubrüche wie Liebesbeziehungen zwischen den Races überschattete nötige Aufmerksamkeit über die heisslaufende Börse auf dem Weg zum Crash. Als Race-Gender-Projekt ließe sich ein gemeinsamer Bezug auf ›Primitivismus‹ als Trope von Vitalität, Kreativität und Sexus ausmachen (*Kapitel 3 – Primitivistische Renaissance und Sexuelle Modernismen*). Afroamerikanische Künstler und politische Aktivistinnen wie Eldridge Cleaver, Richard Wright, Amiri Baraka und James Baldwin versuchten über die gezielte Provokation, Vergewaltigung weißer Frauen als Fanal der Befreiung oder Revolution auszugeben, und damit den Rape-Lynching-Komplex zu re-artikulieren. Sie trugen damit selbst zur Dämonisierung afroamerikanischer männlicher Sexualität bei, die den politischen Kampf und die Geheimdienst-Intrigen der Regierung gegen die Black Panther beflügelte (*Kapitel 4 – Das Maskulinitätsprojekt*).

Weißer Protagonistinnen des Second Wave Feminism präsentierten sich zunächst in einem emanzipativen Race-Gender-Projekt, indem sie sich analog auf eine gemeinsame Unterdrückung in ›Women as Nigger‹ (Rubin 1969) bezogen. Dann aber begannen sie sexualpolitisch zu argumentieren und machten Vergewaltigung zur Meistermetapher patriarchaler Herrschaft. Sie *invertierten* damit den Rape-Lynching-Komplex und interpretierten sexuelle Gewalt als kollektiven Terror gegen weibliches Selbstbewusstsein, der ›wie Lynching‹ funktioniere. Als Susan Brownmiller in ihrer Studie zu Vergewaltigung *Against our Will* das Lynch-Opfer Emmett Till, einen vierzehnjährigen Jungen, der einer weißen Frau nachgepfiffen hatte, beschuldigte, damit eine sexistische Handlung begangen zu haben, brachte das den weißen Feminismus in die Nähe von Lynchbefürwortung. Dem hegemonialen Diskurs bot dieser Konflikt der in ihren jeweiligen Anfängen schockierenden Rebellionen von schwarzen Männern (und Frauen) und weißen (und schwarzen) Frauen Entlastung und Manipulationsmöglichkeit (*Kapitel 5 – Second-Wave-Feminism und Körperpolitik*).

Und schließlich verhandelt die Positionierung von ›Black-Poster-Boys‹ (O.J. Simpson, Mike Tyson und Clarence Thomas) in den sexualpolitischen Tribunalen des Jahrtausendendes den Grad schwarz/männlichen Selbstbewusstseins, der nach der Civil Rights Periode zulässig schien. Verklammert wurde dieses Race-Projekt mit der Enttäuschung der Women's Lib Generation, Sexismus insbesondere in Formen von Alltagsgewalt gegen Frauen wie sexuelle Belästigung, häusliche Gewalt und Date Rape, nicht besiegt zu haben und wurde damit zu einem Race-Gender-Projekt. In den ›Großen Tribunalen‹ artikulieren sich sozioökonomische Verschiebungen *als* sexualpolitische Race-Probleme (*Kapitel 6 – Black-Poster-Boys und die Großen Tribunale*).

Race-Gender-Projekte de-autorisieren in Konfliktfall beide ›Parteien‹. Judith Butler fasst die Problemlage in einer etwas anderen Begrifflichkeit folgendermaßen zusammen:

»Wir müssen [...] gründlich über die Frage nachdenken, aus welchen sozialen Beziehungen sich der Bereich des Symbolischen zusammensetzt, welche konvergierende Reihe historischer Formierungen des rassistisch definierten Geschlechts, der geschlechtlich definierten Rasse, der Sexualisierung rassistischer Ideale oder der Rassisierung von Geschlechternormen sowohl die soziale Regulierung der Sexualität als auch ihre psychische Artikulation ausmacht.« (Butler 1997b, 251)

Wenn man Race und Gender, wie es hier versucht werden soll, in historischen wechselseitigen Artikulationsformen analysieren will, liefern alle oben entfalteten Modelle wichtiges Handwerkszeug. Die Präzisierung von Intersektionalität hält dazu an, multiple Identitäten nicht als Settings zu begreifen, an denen *mehr* Unterdrückung sondern an denen *andere* Unterdrückung stattfindet. Das Handwerkszeug der Ausdifferenzierung und In Bezug-Setzung von ›Kategorien‹ ist jedoch gleichzeitig ihr Problem. ›Kategorien‹ sind zwar für politische Positionierungen unverzichtbar, sie verdinglichen aber Teilidentitäten, oder besser, sie setzen sie voraus. Nach Wendy Brown blendet ein Denken in ›Intersektionalitäten‹ aus,

»wie Subjekte durch Subjektivierungsdiskurse hervorgebracht, werden. Denn wir werden durch diese Diskurse nicht einfach unterdrückt. Wir werden vielmehr mittels dieser Diskurse *hergestellt*. Und diese Herstellung ist historisch komplex. [...] sie findet durch Formierungsprozesse statt, die keine Rücksicht auf unterscheidbare Kategorien nehmen.« (Brown 2006, 132f)

So richtig und wichtig Browns Intervention auch ist, so findet sie eine Grenze an einem unhintergehbaren Paradox: Gleichgültig ob die Kategorien schon da waren, oder durch Subjektivierungsprozesse erst hergestellt werden, so enthebt es die Wissenschaftlerin doch nicht der Notwendigkeit, sie zu *benennen*, und damit den Zirkel der nicht beabsichtigten Vergegenständlichung erneut zu beginnen. Trotzdem ist eine ›reservatio mentalis‹ gegenüber ›Kategorien‹ angebracht. In Anlehnung an Gayatri Spivaks heuristischen politischen Standpunkt des ›strategischen Essentialismus‹ wird hier einem ›strategischer Kategorialismus‹ das Wort geredet.⁴¹

41 | Siehe Dietze/Haschemi/Michaelis 2007.

Foucault wurde oft vorgeworfen, dass diskursanalytische Betrachtung von Machtkonstellationen keine souverän handelnden Akteure kenne und damit auch jedes Motiv entfele, ›politisch‹ zu handeln. Als Erwiderung prägte er den schönen Satz: »Die Leute wissen, was sie tun, warum sie das tun, was sie tun: Was sie aber nicht wissen, ist, was ihr Tun tut.«⁴² Gerade an diesem Punkt, so scheint es mir, ist ein politischer Einsatz möglich, der auch über Handlungsmöglichkeiten (Agency) nachdenken kann. Da meine Studie sich mit der Analyse ›dritter‹ Effekte beschäftigt, die durch Race-Gender-Konkurrenzen hervorgerufen werden, also damit, ›was das Tun von Emanzipationsdiskursen tut‹, kann sie möglicherweise dazu beitragen, die analysierten Kopplungen zu denaturalisieren und zu unterbrechen.

42 | Als persönliche Mitteilung zitiert in Dreyfus/Rabinow 1987, 219.